Band 982 ● 2,20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselseri son Dark

Der Ufo-Bastard

Band 982 ● 2,20 DM
Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 18
Frankreich F 10,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275



4 391914 202205



Der Ufo-Bastard

John Sinclair Nr. 982

von Jason Dark

erschienen am 06.05.1997

Titelbild von Koveck

Sinclair Crew

Der Ufo-Bastard

Der Unbekannte kam nach Mitternacht und war bereit, Gewalt einzusetzen, um zu seinem Ziel zu gelangen. Erste Hindernisse hatte er bereits überwunden, und er hatte alle, die sich ihm in den Weg stellten, umgebracht. Um sie aus dem Weg zu räumen, hatte der Mann seine Waffe eingesetzt. Die Spezialanfertigung einer Maschinenpistole, die nicht nur sehr schnell und präzise schoß, sondern auch lautlos. Und trotzdem riß sie faustgroße Löcher. Der Unbekannte war jetzt dabei, in das Zentrum einzudringen. In seiner Schutzkleidung wirkte er, als sein er einem Zukunftsfilm entsprungen.

Die Schutzkleidung war großzügig geschnitten. Sie bestand aus einem braunen Material, das entfernt an zerknittertes Leder und an eine Mönchskutte erinnerte. Damit aber hatte der Mann nun wirklich nichts im Sinn. Die Gasmaske verriet, daß seine Mission nicht ganz ungefährlich war.

Die Maschinenpistole bewegte er ständig, während er durch den langen Gang schritt, aber die Türen zu beiden Seiten öffneten sich nicht. So brauchte er die Waffe nicht einzusetzen.

Um diese Zeit wurde nicht gearbeitet. Nur eine Notmannschaft hielt Wache in dem Bau, einem Zwischenlager für strahlenverseuchtes Material.

Aber es gab noch einen anderen Grund, weshalb man den Bau so sicherte. Einen Grund, über den nur sehr wenige Menschen Bescheid wußten.

Der Eindringling gehörte zu ihnen. Wenn er dieses Gelände verlassen hatte, würde nichts mehr so sein wie sonst, das stand für ihn fest.

Der Gang endete vor einer Stahltür. Sie war elektronisch gesichert und ließ sich nur durch eine Chipkarte öffnen. Der Mann besaß sie. Mit ruhigen Bewegungen zog er sie aus einer Tasche hervor. In der rechten Hand hielt er seine Waffe. Das helle Metall glänzte im Licht der kalten Deckenleuchten noch intensiver.

Er schob die Karte in den Schlitz, wartete einen Moment, dann hörte er ein leises Summen, als die schwere Stahltür zur Seite glitt und in einer Lücke im Mauerwerk verschwand.

Der Mann zog sich sofort zurück und blieb im toten Winkel stehen. Das hatte seinen Grund. Er wußte, daß dieser Trakt besetzt war. Hier saßen zwei Sicherheitskräfte. Dünne Stimmen drangen an seine Ohren. Er konnte sich vorstellen, wie überrascht die Männer waren, daß die Stahltürjzur Seite geglitten war, sie jedoch niemanden sahen.

Einer kam auf die Öffnung zu.

Sein Schatten eilte ihm voraus.

Noch einen Schritt, dann war er da. Er hätte nach links schauen müssen, um den Eindringling zu sehen, aber er schaute nach rechts, und das reichte für zwei gezielte und lautlose Schüsse.

Der Mann hatte noch die Augen offen, obwohl er bereits tot war.

Blitzschnell enterte der Mörder den Raum, der von Konsolen und Monitoren beherrscht wurde.

Aber auch von einem zweiten Mitarbeiter, der soeben von seinem Stuhl hochkam.

Er stand noch nicht, als er bereits tot war. Wieder hatten zwei Geschosse dafür gesorgt, und sie waren lautlos in seinen Körper eingedrungen.

Neben dem Stuhl blieb der Mann liegen, und sein Mörder nickte zufrieden.

Er zog auch den anderen Toten in den Sicherheitstrakt und schloß die schwere Stahltür wieder.

Viel Zeit blieb ihm nicht. Wenn die Warnelektronik ausfiel, dauerte es nur Sekunden, bis die Wachmannschaft alarmiert war. Die hatte er mit Giftgas außer Gefecht gesetzt!

Der Mann hakte die Waffe an seinem Gürtel fest und widmete sich den Monitorbildern.

Sie zeigten das Innere, das Allerheiligste. Und sie zeigten auch das, worauf es dem Eindringling ankam.

Einige Sekunden schaute er hin, kontrollierte, ob alles seine Richtigkeit hatte, war zufrieden und tat dann das, was sich vor ihm kaum jemand erlaubt hatte.

Er betrat das Allerheiligste. Die schwere Tür ließ sich nur durch die Eingabe einer Codezahl öffnen. Der Eindringling kannte sie. Er wartete geduldig, bis sie aufgeschwungen war, und er bewegte sich sicher und routiniert durch das Allerheiligste, als sei er schon oft hier gewesen. Er warf dem Roboter keinen Blick zu. Er schaute auch nicht auf die Meßgeräte und die Stahl wände, sein Interesse galt einzig und allein dem Gegenstand, der auf einer Stahlplatte stand.

Von der Form her war es ein Zylinder. Allerdings bestanden nur der Boden und das Oberteil aus Metall. Die Wände dagegen waren aus dickem Glas gefertigt, allerdings durchsichtig, auch deshalb, weil im Innern Licht brannte.

Gelbes Licht. Licht, das nicht flackerte und den Inhalt des Zylinders haarscharf nachzeichnete.

Was dort zu sehen war, ähnelte beim ersten Hinschauen dem Skelett eines mutierten Embryos. Auch wer genauer hinsah, der konnte das nur bestätigen, denn dieses gelbe, knochige Etwas war ein Embryo.

Allerdings mit einem zu großen Kopf für den kleinen Körper. Der Schwanz war zudem ungewöhnlich lang.

Es befand sich kein Fleischfetzen an den Knochen, die im Licht aussahen, als wären sie gelb angestrichen.

Der Mörder nahm sich jetzt Zeit. Er bückte sich und lächelte zufrieden, denn seine Hände schlossen sich um eines der größten Geheimnisse der Welt.

In diesem luftdicht abgeschlossenen Zylinder steckte das Kind eines Außerirdischen…

***

Noch einige Sekunden verharrte der Mann in dieser Haltung, die Hände um den Zylinder gelegt, als wollte er die Berührung noch genießen. Es war fast so, denn jetzt hatte sich die Mühe für ihn gelohnt. All die Arbeit, die er in der letzten Zeit hatte aufbringen müssen, würde jetzt Früchte tragen.

Hinter der Maske war ein zufriedenes Geräusch zu hören. Dann hob der Mann das Gefäß an und nahm es mit.

Den Zugang ließ er offen. Sollten sich andere darum kümmern. Ihm war es egal.

Er ging in den Vorraum, wo die beiden Toten lagen. Das Blut hatte sich verteilt, die Kugeln hatten wirklich mit mörderischer Wucht eingeschlagen.

Auch das kümmerte den Killer nicht. Was zählten schon Menschenleben gegen das, was er in seiner linken Hand hielt? Für ihn war es das Geheimnis der Menschheit.

Er nahm denselben Weg zurück.

Ein Killer, der durch die Stille ging, denn die Schutzmänner waren entweder tot, oder sie lagen in tiefer Ohnmacht.

Die Behörden hätten diesen Bau besser absichern sollen, aber das war nicht mehr sein Problem. Er wollte so schnell wie möglich verschwinden, ohne jedoch etwas zu überstürzen. Denn Fehler begehen wollte er keine.

Als er nach draußen trat, war er der einzige im Innenhof, und er ging im Schatten der Mauer weiter. Die Nacht war klar. Wolkenlos präsentierte sich der Himmel. Zahlreiche Sterne umrandeten einen abnehmenden Mond wie kalte Augen.

Den Mann an der Pforte hatte er als ersten erschossen. Er lag quer über seinen Schreibtisch, der rote Flecken aufwies.

Der Killer verließ das Gelände und ging zu seinem Wagen. Auf freiem Feld hatte er seinen Land Cruiser im Schutz der Nacht abgestellt.

Der Mann stellte seine wertvolle Beute auf den Boden vor dem Beifahrersitz. Dann stieg er ein, startete und fuhr los. Die Toten, die auf sein Konto gingen, hatte er nicht mal gezählt…

***

Krisensitzung - Krisenstimmung!

Eine andere Bezeichnung fand Harry Stahl nicht für das, was ihm bevorstand.

Ausgerechnet mitten in der Nacht hatte es ihn erwischt. Da hatte ihn der Anruf aus dem Bett gerissen, und das Codewort, das nur Eingeweihte kannten, hatte ihm die Müdigkeit aus den Knochen getrieben.

Für die Morgentoilette War keine Zeit. Er stieg sofort in seine Kleidung und machte sich auf den Weg. Die Adresse war ihm ebenfalls mitgeteilt worden, und Harry war schon ein wenig irritiert, als er seinen Omega vor einem Haus stoppte, das so gar nichts Militärisches an sich hatte. Es sah aus wie eine alte Villa, mit hohen Fenstern in wuchtigen Erkern, einem gepflegten Vorgarten und einer mehrstufigen Treppe, die hoch zur Haustür führte. Keines der Fenster war erhellt,

was Harry wunderte. Mit seiner kleinen Lampe suchte er nach dem Nummernschild.

Es stimmte.

»Dann eben ja«, sagte er und vergrub mit seinem Zeigefinger den hellen Knopf an der Mauerseite. Zugleich sah er über sich das versteckt angebrachte Auge einer Kamera. Erst jetzt waren seine letzten Zweifel beseitigt.

Es dauerte nicht lange, bis ihm geöffnet wurde. Nur zog niemand die Tür auf, sie schwang auf einen ausgelösten Kontakt hin nach innen, wobei Harry zögerte, seinen Fuß in die Dunkelheit zu setzen. Sie kam ihm schon etwas suspekt vor.

»Treten Sie bitte ein, Herr Stahl!«

Die Stimme hörte er, den Sprecher sah er nicht.

Der tauchte erst auf, als Harry den Flur betreten und sich die Tür hinter ihm wieder automatisch geschlossen hatte. Ein Teil der Dunkelheit war durch eine Wandleuchte vertrieben worden.

Der Mann stand plötzlich vor ihm wie ein Geist. Er trug Uniform. Harry schaute zu seinen Schultern hin und sah dort drei Sterne schimmern.

Also war es ein Oberst.

»Ihre Legitimation, bitte!«

Harry runzelte die Stirn. »Können Sie haben.« Er zeigte dem Mann eine Karte, die angeblich fälschungssicher war.

»Danke.« Er erhielt sie zurück. »Wenn Sie mir jetzt folgen würden.«

»Mit Vergnügen.«

Die Mundwinkel des schneidigen Soldaten zuckten aufgrund dieser lockeren Antwort. Das war der Oberst wohl nicht gewohnt. Vor ihm standen die meisten Dienstgrade stramm.

Das fiel Harry Stahl nicht im Traum ein. Damals, noch zu Zeiten der alten DDR, da hatte er genug strammstehen müssen, aber das war vorbei, auch wenn für ihn das Schicksal nach der Wende nicht gerade ein Zuckerschlecken gewesen war.

Die beiden Männer gingen durch einen ziemlich langen und recht breiten Flur. Vor einem Fahrstuhl blieb der Oberst stehen. Harry ebenfalls.

Abwärts ging es ein paar Sekunden später, als sie die Kabine betreten hatten. Der Mann lehnte steif wie ein Besenstiel an der Wand. Sein Gesicht zeigte keine Regung. Der Blick war auf den Besucher gerichtet.

Harry sah, daß der Offizier bewaffnet war.

Wie tief es nach unten ging, konnte Harry nicht nachvollziehen, denn es existierte keine Anzeigeskala.

Nachdem der Aufzug mit einem kurzen Ruck gehalten hatten, nickte der Oberst Harry zu. »Nach Ihnen, Herr Stahl.« Gleichzeitig öffnete

sich die Tür, und Harry konnte die Kabine verlassen.

Er schaute sich um. Ihn hatte kein normaler Keller geschluckt, sondern ein Bunker mit glatten Betonwänden, was ihn nach den letzten Vorgängen nicht mal überraschte. Was vor ihm lag, schien noch geheimer als geheim zu sein.

Keine Türen, nur Wände und das kalte, bläuliche Licht. Dann eine Biegung.

Wie im Kino, dachte Harry. Nur kann ich hier nicht den Saal verlassen. Hinter der Biegung wäre er beinahe gegen den Oberst geprallt, weil dieser vor einer Tür stehengeblieben war. Einer Stahltür.

Über eine Wechselsprechanlage nahm der Oberst Kontakt zu einem Kollegen hinter der Tür auf.

Wenig später durften Harry und der Oberst eintreten, und Harry war so überrascht, daß er nicht mal lächeln, sondern nur staunen konnte.

Einen Wohnraum hätte er hier unten nicht erwartet. Eingerichtet mit einer Sesselgarnitur aus Leder, einem Schreibtisch, einer Bar, PC, Fax und Telefon.

Und zwei Männer begrüßten die Besucher.

Einen von ihnen kannte Harry Stahl nicht. Er trug die Uniform eines Generals des Heeres, war ziemlich klein und hatte ein Raubvogelgesicht. Den zweiten Mann hatte Harry persönlich noch nicht gesehen, aber er kannte ihn vom Bildschirm her. Er gehörte zur Garde der Politiker in der zweiten Reihe, die gewisse Fäden in den Händen hielten und des öfteren in der Nähe des Kanzlers herumwieselten. Der Mann war größer und trug einen grauen Anzug. Sein grauweißes Haar war korrekt gekämmt, und die wachen Augen musterten den eingetretenen Harry blitzschnell.

Die Männer begrüßten sich. Namen sollten nicht fallen, wie der Politiker Harry erklärte, und er sagte nur, wobei er sein Grinsen zurückgefunden hatte. »In Ordnung, Herr Staatssekretär.«

»Möchten Sie Kaffee?«

»Könnte ich gebrauchen.«

»Neben dem Schreibtisch steht die Maschine. Der Kaffee ist frisch. Tassen finden Sie dort auch.«

»Danke.« Harry ließ sich Zeit. Er entschied sich für einen Becher und ließ die Tasse stehen. Zwei Schlucke taten ihm gut, dann durfte er seinen Platz einnehmen. Er saß zwischen den beiden Männern. Links von ihm hockte der General, rechts der Politiker. Harry kam sich vor wie bei einem Kreuzverhör.

Daß sie etwas von ihm wollten, stand für ihn fest. Und daß es sich dabei um eine große oder geheime Sache handelte, lag ebenfalls auf der Hand. Aber Harry wußte noch nicht, weshalb man ihn geholt hatte, und seine Spannung wuchs von Sekunde zu Sekunde.

»Reden Sie, Herr General!«

»Gut.« Der Mann vom Heer schaute Harry Stahl an. »Was ich Ihnen jetzt sagen werde, ist im Prinzip wider meine Überzeugung, noch gibt es wohl einen anderen Weg - habe ich mir sagen lassen.«

»Das ist Ihr Problem.«

»Es wird bald das Ihre werden, Stahl.«

»Ich höre.«

»Alle diejenigen, die bisher damit konfrontiert wurden, sind leider tot, und der Gegenstand um den es ging, ist geraubt worden.«

»Tote? Wie viele?«

»Sieben.«

Harry Stahl schluckte. »Das ist nicht wenig«, flüsterte er. »Das sieht nach einem Überfall aus.«

»Es war auch ein Überfall, Herr Stahl. Dabei wurde eines der größten Geheimnisse geraubt, das die Welt wohl kennt. Es war sicher aufbewahrt, dachten wir, aber…«

»Wo?«

Der General schüttelte unwillig den Kopf. Er war es nicht gewohnt, daß man dazwischenfragte, gab aber trotzdem eine Antwort. »Es wurde in einem Bunker aufbewahrt und ständig bewacht. Wie auch der radioaktive Abfall, den wir dort lagern.«

Harry wurde es flau im Magen. »Und dort ist jemand eingedrungen, der nicht gestoppt werden konnte?«

»So ist es. Die Toten sprechen für sich.« Der General bekam einen roten Kopf. »Das muß ein Übermensch gewesen sein. Wir haben Geheimhaltung vereinbart. Es ist auch kein Wort an die Presse gedrungen, deshalb konnten Sie auch nicht Bescheid wissen.«

»Dieser Mann hat etwas geraubt.«

»Leider.«

»Und was war es genau?«

Der General schaute auf seine Hände, die er plötzlich nicht mehr ruhig halten konnte. »Es ist nicht einfach zu sagen, aber ich möchte…«

»Lassen Sie mal, General!« mischte sich der Staatssekretär ein. »Ich werde Herrn Stahl weiter aufklären.«

»Das ist nett.«

Harry traf ein eisiger Blick. »Sie sollten unser Gespräch hier nicht zu locker nehmen. Wenn Sie gleich erfahren haben, was auf Sie zukommt, werden sie nicht mehr lächeln.«

»Wie Sie meinen.«

»Es wurde ein von uns konservierter Embryo gestohlen«, erklärte der Mann trocken.

Harry sagte nichts. Er war so überrascht und schüttelte nach einer Weile den Kopf. »Ich habe richtig gehört? Ein Embryo wurde gestohlen?«

»In der Tat.«

»Und es ist richtig, daß dieser Embryo so sicher aufbewahrt worden ist? Oder wurde?«

»Das stimmt ebenfalls.«

»Warum?«

»Jetzt kommt das Problem, Herr Stahl. Dieser Embryo ist tatsächlich ein großes Geheimnis der Menschheit. Denn Wissenschaftler haben herausgefunden, daß er nicht von einem irdischen Elternpaar stammt, sondern von Außerirdischen.« Jetzt war es heraus, und auch der Politiker kam ins Schwitzen. Er tupfte mit einem Tuch den Schweiß von der Stirn und trank einen Schluck Wasser.

Der General blieb ebenfalls still, und auch Harry wußte zunächst nicht, was er sagen sollte. Seine Frage kam ihm selbst dumm vor, aber sie mußte einfach heraus. »Sind Sie sicher, daß es sich dabei wirklich um den Embryo eines Außerirdischen gehandelt hat?«

»So gut wie.«

»Was heißt das?«

»Wir mußten uns natürlich auf das verlassen, was uns die Experten sagten. Sie waren übereinstimmend der Meinung, daß dieser Embryo weder zu einem Menschen noch zu einem Tier gehört, sondern zu einem«, der Mann überlegte einen Moment, »Wesen. Ja, sagen wir ruhig Wesen. Ein Wesen, das es auf dieser Erde so nicht gibt.«

»Und das verwahrt wurde.«

»Sicher.«

Harry versuchte, die Dinge trotzdem ein wenig lockerer zu sehen. »Aber es ist nicht vom Himmel gefallen oder aus einem gelandeten UFO geklettert.«

»Da haben Sie recht.«

»Wie sind Sie dann in den Besitz gekommen, Herr Staatssekretär?«

»Es wurde gefunden. Völlig unspektakulär gefunden. Stellen Sie sich das mal vor.«

»Das kann ich kaum.«

»Es ist aber so. Man fand es in einem zylinderförmigen Gefäß.«

»Hier in Deutschland?«

»Ja, in Baden-Württemberg.«

»Und nun wurde es geraubt.«

»Das stimmt. Wir wissen nicht, wer dahintersteckt. Wir wissen so gut wie nichts. Aber wir würden diesen Fund gern zurückhaben, und da dachten wir uns, daß Sie die Spur aufnehmen, denn Sie sind ja eingestellt worden, damit Sie sich um rätselhafte Fälle kümmern.«

»Ja - aber einen Außerirdischen suchen?«

»Es wird schwer, ich weiß. Deshalb werden Ihnen auch viele Hilfsmittel zur Verfügung stehen. Wenn Sie hundert Leute brauchen, um etwas abzusuchen, dann kriegen Sie die. Hauptsache, Sie bringen das Objekt zurück.«

»Das kann ich verstehen.« Harry nickte. »Nur wird es nicht einfach sein. Es wurde gestohlen. Haben Sie eine Ahnung oder einen Verdacht, wer in diesen gesicherten Bau eingedrungen sein könnte? Gibt es Spezialisten, die Ihnen namentlich bekannt sind?«

»Nein.« Das hatte der General gesagt. Er schüttelte auch den Kopf.

»Solche Spezialisten gibt es doch nicht in der Realität, höchstens im Film. Der Eindringling hat die Sicherheitsanlagen überwunden, und ich weiß nicht, wie er es schaffte. Er muß ein Genie sein, wirklich. Und er ist ein Mörder.«

»Oder ein Außerirdischer!« erklärte Harry trocken.

Die beiden Männer schwiegen. Schließlich flüsterte der Politiker. »Daran wage ich nicht mal zu denken.«

»Obwohl es sie gibt.«

Der Mann schaute zu Boden. »Ja, ich hörte von einem Ihrer ungewöhnlichen Fälle.«

»Wir haben das UFO gesehen, das kann ich hier ruhig zugeben.«

»Meinen Sie denn«, fragte der General, »daß ein Besatzungsmitglied aus diesem UFO noch zurückgeblieben ist und sich jetzt diesen Embryo geholt hat?«

»Das glaube ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Diese letzten hatten anderes im Sinn. Ich bin dabeigewesen und weiß es genau.«

»Wer könnte es dann sein?«

Harry Stahl hob die Schultern. »Tut mir leid, aber da bin ich im Moment überfragt. Trotzdem werde ich natürlich versuchen, diese Hinterlassenschaft wieder in unseren Besitz zu bekommen.«

»So sollte es sein!« erklärte der Politiker.

Stahl schlug die Beine übereinander. »Welche Informationen können Sie mir geben, meine Herren?«

»Keine!« erklärte der General bissig.

Harry war nicht einmal überrascht. »Das ist mehr als wenig. Wie kommt es, daß Sie nichts wissen?«

»Dieser Mörder ist spurlos verschwunden - mit der Beute. Wüßten wir mehr, hätten wir Sie nicht angefordert.«

»Ja, das weiß ich mittlerweile. Aber ich brauche eine Spur, die ich aufnehmen kann. Ich möchte ja nicht über Land laufen und jemanden fragen.« Harry lächelte. »Eine Idee hätte ich schon. Sagen Sie mir, wo der Embryo gefunden wurde. Und wer ihn gefunden hat.«

»Ein Polizist.«

»Wieso das?«

»Weil es in dem Gebiet zu einem Erdrutsch kam, bei dem aber glücklicherweise niemand verletzt wurde. Bei den Aufräumungsarbeiten fand ein Polizist dann diesen Zylinder.«

»Das ist schon mal was. Und wie heißt der Mann?«

»Er hieß Müller.«

»Wieso hieß?«

Der Staatssektretär zog die Augenbrauen hoch. »Weil er wenig später verstarb.«

»Normal?«

»Ja und nein. Er wurde wegen einer Blinddarmentzündung in ein Krankenhaus geschafft und starb an Herzversagen, bevor er hatte behandelt werden können. Natürlich sind wir mißtrauisch geworden, aber wir haben keine Beweise für eine Manipulation gefunden.«

»Gut. Wann ungefähr ist das gewesen?«

»Vor knapp einem Jahr.«

»Dann haben Sie diesen Fund zwölf Monate bewacht?«

»Stimmt.«

»Und Sie haben das Wissen wirklich nur in einem kleinen Kreis behalten?«

»Ich sagte Ihnen schon, daß nur sehr wenig Menschen informiert waren. Trotzdem wurde der Fund geraubt. Ich habe keine Ahnung, wer es gewesen sein könnte. Wir haben auch die Menschen kontrolliert, die Bescheid wußten, aber sie kommen nicht infrage. Das ist alles schon durch uns abgecheckt worden. Um den Fall zu lösen, muß er anders angegangen werden. Ich denke, daß Sie der richtige Mann sind, Herr Stahl.«

»Ich allein?«

»Ja, warum nicht?«

Harry wiegte den Kopf und zeigte dabei ein hintergründiges Lächeln.

»Sie wissen, wie brisant dieser Fall ist!« sagte der General.

»Das weiß ich, und deshalb werde ich weder Hinz noch Kunz darüber informieren.«

»Wer käme infrage?« erkundigte sich der Politiker. Er trommelte auf seinem rechten Knie mit vier Fingern. »Ich hörte von einem Mann in London, mit dem Sie ja eine sehr fruchtbare Zusammenarbeit gehabt haben, Herr Stahl.«

»Das ist richtig.«

»An ihn dachten Sie?«

»In der Tat.«

Dem General gefiel das nicht. Er verzog die Mundwinkel. »Einen Ausländer informieren?« Er räusperte sich. »Das halte ich nicht für opportun. Wirklich nicht.«

Harry schüttelte den Kopf. »Hören Sie, wir leben in Europa. Und das Wort Ausländer gibt es hier nicht mehr. Wenigstens nicht für mich. Außerdem ist dieser Mann jemand, der sich mit gewissen Dingen verdammt gut auskennt. Besser als ich.«

»Ich weiß Bescheid«, sagte der Politiker. »Und ich habe auch nichts

dagegen, daß er mit Ihnen zusammenarbeitet. Bei der letzten UFOSache hat er auch mitgemischt, nicht wahr?«

»So ist es. Ich weiß nur nicht, ob er Zeit hat. Aber das läßt sich herausfinden. Ich werde jedenfalls dort anfangen, wo praktisch alles begonnen hat.«

»Dann müssen Sie in die Nähe von Ulm. Auf die Schwäbische Alb.«

»Sehr schön. Dort kenne ich mich aus. Wegen der Horror-Mühle bin ich ebenfalls dort gewesen.«

»Was war das denn?« fragte der Uniformierte.

»Vergessen Sie es.«

Der Politiker nickte. »Ich denke, daß Sie sich jetzt ein Bild gemacht haben, Herr Stahl, auch wenn wir kaum Informationen für Sie hatten. Wenn Sie Hilfe brauchen, lassen Sie es mich wissen.«

Er schob Harry einen Zettel zu. »Diese Telefonnummer sollten Sie sich einprägen, bevor Sie den Zettel vernichten. Da bin ich immer für Sie erreichbar, und ich werde die entsprechenden Maßnahmen einleiten.«

»Danke.«

»Dann halten wir Militärs uns zurück?« wollte der kleine General noch wissen. Seiner Stimme war anzuhören, daß es ihm nicht paßte.

»So ist es«, erklärte der Zivilist lächelnd.

Harry wollte sich nicht in den Kompetenzstreit einmischen. »Ich werde noch heute fahren und auch John Sinclair sicherheitshalber schon in London anrufen. Sollte noch etwas sein, so sagen Sie es mir bitte jetzt.«

»Bei mir nicht!« erklärte der General.

»Und ich weiß, wo ich Sie erreichen kann.« Der Mann aus Bonn erhob sich. Er reichte Harry die Hand. »Sie können viel Glück gebrauchen, Herr Stahl. Und das wünsche ich Ihnen und uns.«

»Danke.« Dem General nickte Harry nur zu. Er war entlassen, verließ den Raum und wurde wieder von dem schneidigen Oberst in Empfang genommen und nach draußen gebracht.

»Das hier vergessen Sie am besten, Herr Stahl«, sagte der Mann zum Abschied.

»Wieso? War etwas?« Harry lachte und ging die Treppen hinunter.

***

Erst als er in seinem Wagen saß und sich das Gespräch noch einmal durch den Kopf gehen ließ, kam ihm zu Bewußtsein, was hier tatsächlich vorgefallen war und welchen Job er erhalten hatte. Er sollte das Unmögliche möglich machen. Er sollte einen Killer finden und zugleich ein UFO-Kind, das aus dem embryonalen Zustand noch nicht entwachsen, aber dennoch geraubt worden war.

Eine fast unlösbare Aufgabe für einen Ermittler. Auch John Sinclair

würde zumindest seine Zweifel haben, aber Harry wußte auch, daß sein Freund, der Geisterjäger, sehr neugierig war, wenn er von Fällen hörte, die in eine bestimmte Richtung liefen.

In der letzten Zeit hatten sich die Berichte über UFOs gehäuft. Das war kein Sommertheater, denn mittlerweile beschäftigten sich schon seriöse Wissenschaftler mit diesem Phänomen. Außerdem war es seit kurzem bewiesen, daß es Leben auf dem Mars gegeben hatte, und das wiederum nährte die Spekulationen über die Ankunft der Außerirdischen oder verstärkte die Thesen derjenigen, die davon überzeugt waren, daß die Fremden schon längst auf der Erde weilten.

Das Fahrerfenster stand offen. Harry sah, daß es auf vier Uhr zuging. Zu früh für einen Anruf. Aber er wußte auch, daß er den beiden Männern nicht die ganze Wahrheit gesagt hatte. Natürlich würde er John Sinclair informieren, aber er dachte auch an eine zweite Person, die Bescheid wissen sollte.

Es war eine Frau, eine Kollegin. Sie hieß Dagmar Hansen. Sie hatte mit Harry schon beim letzten UFO-Fall zusammengearbeitet und dabei auch ihr Geheimnis gelüftet.

Dagmar Hansen war eine Psychonautin; sie hatte ein drittes Auge, das allerdings nur in besonderen Situationen auf ihrer Stirn erschien. Sie hatte damals von den Außerirdischen geholt werden sollen, wie andere Psychonautinnen auch, aber sie war gerettet worden. Mit den anderen waren die Besucher auf und davon.

Dagmar interessierte sich für alles, was in die Richtung Besuch aus dem All ging. Zudem konnte er sich auf sie verlassen, denn sie war verschwiegen wie ein Grab.

Harry schaute auf das Autotelefon, dann blickte er wieder auf die Uhr.

Sollte er anrufen oder noch einige Stunden warten?

Er mochte Dagmar. Für ihn war sie eine tolle Frau, und sie war ein Profi, was den Beruf anging. Sie würde um diese Zeit zwar schlafen, aber bestimmt nicht sauer sein, wenn sie angerufen wurde.

Stahl hatte sich entschieden. Er wollte sie anrufen und tippte ihre Nummer ein.

Der Ruf ging durch. Dann hörte er ein leises Klacken. Anrufbeantworter.

»Hallo, Sie haben die Nummer…«

»Ja, bitte.«

Harry lächelte. Sie war wach geworden und hatte selbst abgehoben. »Hi, Dagmar, ich bin es und…«

»Harry, mein Gott, du? Ist was passiert? Steckst du in Schwierigkeiten?«

»Nein, nein, aber die können noch kommen.«

»Das hört sich nicht gut an.« Ihre Stimme klang jetzt klar. Das

Verschlafene war daraus verschwunden.
»Noch ist nichts passiert, aber es könnte sein, daß ich deine Hilfe brauche.«
»Wann?«
»Sofort.«
Sie überlegte, und Harry hörte sie mit der Zunge schnalzen. »Ich habe auch meinen Job, das weißt du und…«
»Kannst du dich lösen?«
Dagmar lachte. »Es kommt darauf an, für wie lange du mich brauchst.«
»Das kann ich nicht sagen. Aber ich würde dich schon gern dabeihaben.«
»Um was geht es denn?«
»Um einen Außerirdischen.« Sie schwieg, weil sie so perplex war. »Wie? Schon wieder? Ist ein UFO gelandet und…?«
»Das nicht gerade, es dreht sich mehr um einen gewisse Hinterlassenschaft, die so brisant ist, daß sieben Menschen dafür ihr Leben lassen mußten.«
Er hörte, wie sie die Luft einsaugte. »Du machst Scherze, Harry, oder?«
»Nein.«
»Und wo müssen wir hin?«
»Iii die Nähe von Ulm. Aber nicht wir allein. Ich werde noch versuchen, John Sinclair einzuspannen.«
»Ist es so hart?«
»Ich denke schon.«
»Und es ist geheim, wie ich dich kenne.«
»Top secret, sogar.« Harry malte mit dem Zeigefinger den Ring des Lenkrads nach. »Das ist der absolute Hammer, wie ich mir habe sagen lassen.«
»Stimmt. Laß mich mal nachdenken…«
»Tu das.«
Dagmar Hansen dachte nicht lange nach. Sie war eine Frau schneller Entschlüsse. »Gut, ich bin dabei. Allerdings nicht offiziell, sondern mehr privat.«
»Das mußt du mir erklären.«
»Ich habe noch genügend Urlaub zu bekommen. Ich werde mir eine Woche Urlaub nehmen.«
Harry Stahl war überrascht. »Verflixt, das würdest du wirklich tun?«
»Wenn ich es dir sage.«
»Toll. Aber ich muß dir auch sagen, daß du diese Tage bestimmt nicht als Urlaub verbringen kannst.«
»Das kalkuliere ich ein«, erklärte sie lachend. »Für dich tue ich doch alles.«

»Wirklich alles?«
»Sagen wir fast.«
»Danke, das reicht mir.«
»Und wo treffen wir uns?«
»Ich hole dich ab.«
»Okay, dann packe ich und lege mich trotzdem noch aufs Ohr.«
»Einverstanden. Tschüs.« Harry legte auf. Er war froh, sich auf Dagmar verlassen zu können. Damit war die erste Hürde genommen. Die zweite mußte er noch überwinden, doch wie er seinen Freund John Sinclair kannte, würde auch der ihm keinen Korb geben…

***

Im Stall roch es noch immer nach Kühen, obwohl der Bauer diese längst abgeschafft hatte, aber der Geruch blieb einfach.
Der Stall war jetzt zu einer Kneipe geworden, und hier trafen sich des öfteren die Honoratioren des Ortes, um über gewisse Probleme zu reden.
Das war besser als in der Kneipe, da blieb man unter sich. Für Bier und Schnaps wurde ebenfalls gesorgt, und Bänke und Tische waren ebenfalls vorhanden.
An einem der Tische saßen drei Männer. Das normale Licht hatten sie nicht eingeschaltet. Helligkeit gaben vier Kerzen ab, deren Dochte von Feuerzungen umtanzt wurden. Sie waren auf einem Ring festgeklemmt, der aussah wie ein Adventskranz ohne Tannengrün. Die Flammen brannten sehr ruhig, denn es stand weder ein Fenster offen, noch die Tür, und vor die Scheiben hatten die drei Männer Rollos gezogen. Sie saßen schweigend zusammen, denn sie warteten noch auf eine vierte Person, auf eine Frau.
Die allerdings ließ auf sich warten. Allmählich breitete sich Nervosität in der Runde aus. Immer öfters wurde auf die Uhren geschaut. Halb ausgesprochene Kommentare wurden dann und wann wieder verschluckt. Hin und wieder erklang ein Räuspern. Manchmal war auch ein schwerer Atemzug zu hören.
Die drei Männer machten keinen lockeren oder glücklichen Eindruck. Sie sahen aus, als litten sie unter einer schweren Bürde oder Last, hielten die Köpfe gesenkt und starrten mit leeren Augen in die vier Flammen.
Mal schabte eine Hand über den Tisch, dann wischte jemand Schweißperlen von seiner Stirn.
»Wann kommt sie?«
»Weiß ich nicht.«
»Sie hat es versprochen.«
»Ja, klar.«
»Es ist wieder in der Nähe.«

»Hör auf!«
»Warum?«
»Hör auf! Es ist schon genügend Unheil angerichtet worden. Und wir müssen mitmachen.«
»Das haben wir uns selbst eingebrockt.«
»Stimmt, aber wer konnte denn wissen, daß sich Menschen derartig verändern? Wir haben mitgespielt, wir haben uns die Suppe auf den Teller schenken lassen und müssen sie jetzt auslöffeln. Das alles ist auch unsere Schuld.«
»Wir hätten uns damals wehren sollen«, flüsterte jemand. »Aber wir waren zu feige.«
»Du auch.«
»Ja, ich schließe mich ein. Meine Güte, wenn ich daran denke, was ich meinen Schülern über das Leben mit auf den Weg gebe - und mein eigenes Verhalten betrachte, dann komme ich mir wirklich vor wie ein Schwein. Ja, wie ein Schwein.«
Einer lachte. Nur kurz und abgehackt. »Was immer wir getan haben, es ist jedenfalls einmalig. Das gibt es auf der gesamten Welt nicht. Daran solltet ihr euch auch gewöhnen.«
»Das versuchen wir ja.«
»Und jetzt kehrt es zurück wie ein Bumerang.«
»Psst!« zischte der Mann, der mit dem Rücken zum Fenster saß. »Da war etwas.«
»Was denn?«
»Sie kommt, glaube ich…« Blitzartig verstummte das Gespräch.
Plötzlich saßen die drei Männer wie Statuen auf ihren Plätzen. In ihren Gesichtern regte sich nichts. Daß sie trotzdem aussahen, als würde sich darin etwas bewegen, lag an den scharf konturierten Schatten, die hin und wieder über ihr Gesicht huschten, wenn sich die vier Flammen leicht bewegten und ein Muster schufen.
Die Männer lauschten. Tatsächlich tat sich draußen etwas. Sie hörten die Schrittgeräusche, und dann kratzte etwas in Schloßhöhe an der Tür.
Einen langen Atemzug später wurde die Tür aufgedrückt. Es entstand ein Spalt, der breit genug war, um von einer Frauengestalt ausgefüllt zu werden.
Noch ein großer Schritt, dann hatte Susanne Müller den ehemaligen Kuhstall betreten. Sie schloß die Tür sofort hinter sich und trat langsam auf den mit drei Männern besetzten Tisch zu, die sich fast gleichzeitig nach der Frau umgedreht hatten. Sie bewegte sich wie ein Schatten, der erst aus dem dunklen Hintergrund geholt werden mußte und erst allmählich ins Helle trat.
Susanne trug einen dünnen Pullover aus schwarzem Material. Ihre Hose war ebenfalls dunkel. Das lange Haar hatte sie hochgesteckt, und

in ihrem runden Gesicht bewegte sich nichts.

Einer der Männer rückte zur Seite, damit Susanne ihren angestammten Platz einnehmen konnte. Sie setzte sich mit einer grazil anmutenden Bewegung nieder, sprach aber noch kein Wort, sondern ließ ihre Blicke über die Gesichter der Anwesenden schweifen. Schließlich nickte sie den Anwesenden zu.

»Ich darf mich bei jedem von euch bedanken, daß ihr gekommen seid.«

»War doch selbstverständlich.«

Susanne lachte leise. »Bald ist die Zeit reif, kann ich euch sagen.« Dann räusperte sie sich. »Danke, Dieter.«

Der Mann neben ihr nickte. Er hieß Dieter Fohrmann und war Lehrer. Mit seinen langen Haaren sah er ein wenig alternativ aus, aber daran hatte man sich im Ort mittlerweile gewöhnt.

»Ich danke auch dir, Karl.«

Der Angesprochene lächelte gequält. Als Bürgermeister trug Karl Nägele die Verantwortung. Er war ebenfalls eingeweiht worden, aber er fürchtete sich vor dem Ende. Nägele war klein, ziemlich kompakt und hatte eine spiegelblanke Glatze. Er konnte seine Hände nicht ruhig halten. Immer wieder strich er sich über die Hosenbeine.

»Und auch bei dir möchte ich mich bedanken, Helmut.« Susanne hatte gegen die Kerzenflammen gesprochen, so daß sich diese heftiger bewegten.

»Keine Ursache.« Helmut Lanz war Bauer. Ihm gehörte der Stall. Das heißt, er arbeitete nicht mehr in seinem Beruf. Durch Landverkauf hatte er es nicht nötig. Er war ein stämmiger Mann mit rötlichem Haar.

Dieter Fohrmann zündete sich eine Zigarette an. Er hatte die Spitze dabei in die Flamme gehalten, saugte den Rauch tief ein und ließ ihn wieder durch die Nasenlöcher strömen. Ein Aschenbecher stand in seiner Nähe.

Susanne lehnte sich locker zurück. Ja, sie war locker, im Gegensatz zu den Männern. Sie verschränkte die Arme unter ihren Brüsten, die einiges an Masse aufzuweisen hatten, und fragte mit klarer Stimme: »Gibt es denn hier nichts zu trinken, meine Herren?«

Die drei schwiegen.

»Los, holt was!«

Lanz stemmte die Hände gegen die Tischplatte. »Haben wir denn einen Grund?«

»Auf jeden Fall.«

»Welchen?« fragte der Lehrer, als er die Asche abstäubte.

»Das sage ich euch, wenn wir einen Schluck getrunken haben. Los, Helmut, du bist hier der Hausherr. Hol eine Flasche von dem Selbstgebrannten. Und auch Gläser.«

»Klar, mach ich, Susanne.«

Sie war hier der Chef. Das wußte sie auch. Sie hatte die Männer in der Hand und ließ sie nach ihrer Pfeife tanzen.

Helmut Lanz, der Bauer, war aufgestanden und öffnete die Tür zum Kühlschrank. Die Flasche war schnell gefunden. Auf einem Tablett trug er sie mitsamt den Gläsern nach nebenan und schraubte die Literflasche mit dem Selbstgebrannten am Tisch auf. Der Geruch von Pflaumen stieg den Versammelten in die Nasen. Sie waren eine verschworene Gemeinschaft, gaben sich nach außen hin locker und genossen es, daß sie im Ort das Sagen hatten. Ihnen redete keiner rein, und ihre Versammlungen konnten sie als außerordentliche Sitzungen eines kleinen Gemeinderates tarnen.

Lanz hatte die vier Gläser gut gefüllt und schob den anderen die Schnapstassen zu, wie sie im Volksmund genannt wurden, und wenige Augenblicke später umfaßten kräftige Finger die Gläser.

Susanne war die erste, die ihr Glas zum Mund führte, aber noch nicht trank. Sie fühlte sich animiert, noch einige Worte zu sagen. »Auf uns, auf ihn, auf unser gemeinsames Ziel und auf das, was es woanders in der Welt nicht gibt.«

Die drei Männer widersprachen nicht. Sie nickten nur, dann setzte sie die Gläser an und schafften es tatsächlich, sie beim ersten Kippen bis auf den letzten Tropfen zu leeren.

Einige schüttelten sich, aber Susanne war nicht darunter. Hart stellte sie ihr Glas ab. »Das tat gut, das mußte sein«, erklärte sie und runzelte die Stirn.

Die anderen sprachen nicht. Sie wußten, daß der erste Schluck so etwas wie eine Ouvertüre gewesen war; das große Drama würde noch folgen.

»Was wir gemeinsam erlebt haben und was hier unser aller Geheimnis ist, kann man keinem Fremden sagen. Er würde es nicht begreifen. Man hat uns damals etwas genommen, was uns gehört, doch wie ich euch schon früher erklärte, wird der Zeitpunkt kommen, an dem das Etwas wieder zu uns zurückkehrt.«

»Ist es denn da?« fragte Karl Nägele.

»Ja. Er ist da.«

Schweigen. Die Männer schauten sich an. Überrascht und auch leicht entsetzt.

Schließlich raffte sich der Lehrer auf, nachdem er sich eine weitere Zigarette angezündet und seine Stirn vom Schweiß befreit hatte. »Dann ist dein Mann tatsächlich zurückgekehrt?«

»So ist es.«

»Und mit ihm?«

Susanne Müller hob den Kopf. Jetzt zeigte ihr Mund ein breites Lächeln.

»Ja, meine Freunde, er hat ihn tatsächlich wieder mitgebracht. Er hat sein Versprechen also gehalten. Ich habe es euch damals schon gesagt, aber ihr habt es nicht glauben wollen. Jetzt kann ich euch den Beweis liefern, meine Freunde.«

»Jetzt?« hauchte Helmut Lanz.

»Sicher.«

»Das heißt, er ist schon im Ort?«

»Nicht nur das, meine Freunde. Ich brauche nur aufzustehen und die Tür zu öffnen, dann werdet ihr ihn sehen.«

Die Männer schauten sich an. Sie schienen plötzlich kleiner zu werden, weil ihnen die Dinge doch mehr als unheimlich vorkamen, aber sie konnten nichts an dieser Aussage ändern. Zudem stand Susanne Müller auf, um den Beweis ihrer Behauptung anzutreten.

Drei Augenpaare verfolgten sie, als sie zur Tür ging. Sie ließ sich Zeit dabei und schaukelte in den Hüften, als wollte sie ihre Freunde damit reizen.

Dann öffnete sie die Tür. Ziemlich weit sogar. Ein Luftzug strich in den Raum, der auch die Flammen berührte und sie zum Flackern brachte.

Noch verdeckte ihr Körper den Ausschnitt, aber sie trat zur Seite und flüsterte den Befehl in die Dunkelheit. »Heinz, bitte, komm her. Zeig dich deinen Freunden.«

Noch war nichts zu sehen, aber zu hören. Sie alle bekamen die schweren und schlurfenden Schritte mit, als sich der Mann allmählich der Tür näherte, die für ihn weit offen gehalten wurde.

Sein Schatten erschien auf der Schwelle. Das war der Augenblick, wo die drei Männer am Tisch allmählich vereisten, denn jeder von ihnen wußte, daß dieser Mensch nicht leben konnte und tot war. Zumindest war ihnen das gesagt worden.

Jetzt betrat er den Raum und ging vor, damit Susanne hinter ihm die Tür schließen konnte.

Er blieb stehen. Leicht gebückt, obwohl es nicht nötig war. Darüber dachte niemand nach, denn die Männer hatten gesehen, daß Heinz Müller nicht allein gekommen war. Er hatte etwas mitgebracht, das er in der rechten Hand hielt.

Es war ein Gefäß, von innen beleuchtet. Stahlrahmen hielten die Scheiben zusammen, doch sie waren schmal genug, um den Blick in das Gefäß nicht zu beeinträchtigen.

Jeder sah den Inhalt.

Es war das kleine Skelett des Embryos!

***

Die Männer hatten gewußt, was auf sie zukommen würde, trotzdem waren sie nicht in der Lage, sich zu bewegen. Es kam auch keinem in

den Sinn, einen Kommentar abzugeben. Sie saßen da, starrten auf das beleuchtete Gefäß, bewegten hin und wieder die Lippen oder die Wangen und schwiegen ansonsten.

Der Lehrer vergaß seine Zigaretten. Die verqualmte zwischen seinen Fingern. Erst als die Glut die Haut berührte, zuckte er zusammen und warf den Stummel in den Ascher.

Susanne Müller lachte leise. »Warum sagt ihr nichts? Ihr sitzt da wie die Ölgötzen. Dabei habe ich auch gesagt, was noch alles auf euch zukommen wird.«

»Das stimmt«, gab der Bürgermeister schließlich zu. »Aber du kannst sicher sein, wir haben es nicht geglaubt.«

»Ich lüge nicht.«

»Das wissen wir jetzt.«

Susanne stellte sich neben ihren Mann und streckte die Hand aus. Sie streichelte sein Gesicht, dessen Haut ziemlich grobporig war, und sie fuhr auch über sein Kinn, auf dem dunkle Bartstoppeln wuchsen, so daß ein schabendes Geräusch entstand. »Heinz und ich sind uns immer einig gewesen. Und als wir die Chance bekamen, da haben wir zugegriffen. Wir konnten alle täuschen, die wir täuschen wollten. Euch habe ich nichts vorgemacht, aber ich weiß auch, daß ihr den Mund halten werdet. Nichts, was hier geschieht, soll ans Licht der Öffentlichkeit dringen. Es ist schon genug Aufsehen erregt worden. Ich gehe auch davon aus, daß man insgeheim gegen uns arbeitet. Sollte aber einer von euch falschspielen, wird sich Heinz seiner annehmen, und dann wird derjenige eben sein achtes Opfer sein, wenn ihr versteht.«

Sie begriffen, wenn auch nicht ganz. Helmut Lanz wollte es genau wissen. »Wenn du das so sagst, dann hat er bereits sieben Menschen umgebracht?«

»Richtig. Und das muß auch so sein, denn sie haben sich ihm in den Weg gestellt.« Susanne hob die Schultern. »Man wollte ihm nicht das geben, was uns gehört. Aber sie rechneten nicht mit seiner Macht und Kraft, die mit der eines Menschen nicht zu vergleichen ist. Deshalb möchte ich noch einmal warnen. Zu keinem ein Wort, auch nicht zu euren Ehefrauen oder zu den Kindern.«

»Das geht schon klar«, sagte der Bürgermeister. »Aber was ist mit ihm? Er ist doch offiziell tot. Wo willst du mit ihm hin? Kannst du mir das sagen?«

»Er wird bei mir bleiben.«

»Im Haus?«

»Es hat noch einen Keller, Karl.«

Das reichte ihnen als Erklärung. Susanne gab dem Mann, der bisher kein Wort gesprochen hatte, einen Wink. Heinz Müller verstand. Er ging auf den Tisch zu, und auf der Bank rückten die Männer

zusammen, damit auch Heinz einen Platz bekam.

Er setzte sich an die Schmalseite, wo auch seine Frau ihren Platz gefunden hatte.

»Jetzt trinken wir noch einen Schnaps«, sagte die Frau mit lockerer Stimme. Sie schaute dabei Helmut Lanz an.

»Auch für ihn?«

»Nein, nur für uns. - Schenk ein!«

Dagegen hatte der Mann mit dem rötlich-blonden Haar im Prinzip nichts einzuwenden. Er schenkte gern ein, aber nicht in dieser Situation. Das merkte er schon, wie seine Hände plötzlich anfingen zu zittern und die Flächen schweißglatt wurden, so daß er große Mühe hatte, die Flasche überhaupt halten zu können.

Susanne sah es, lachte und kümmerte sich selbst darum. Ihre Hände zitterten nicht, denn sie hatte sich ausgezeichnet in der Gewalt. Diesmal schenkte sie die Gläser nur halb voll und nickte den Männern zu. »He, was sitzt ihr hier so steif herum? Nehmt die Gläser und trinkt auf unsere und seine Zukunft.«

Die Männer gehorchten. Sie taten alles, was Susanne ihnen sagte, denn sie war die Chefin.

»Nun? Ich höre nichts.«

»Ja«, sagte der Bürgermeister, der so etwas vom Stammtisch her kannte, wo er seine markigen Sprüche losließ, nun aber mit belegter Stimme redete. »Wir hoffen, daß es eine gute Zukunft wird. Prost.«

»Die wird es werden!« zischte die Frau noch und deutete mit der freien Hand auf den Zylinder. »Hier haben wir eines der größten Geheimnisse der Welt. Stellt euch das mal vor! Das ist ein Wahnsinn. Denkt mal darüber nach - oder tut es lieber nicht, sonst würde der Wahnsinn noch über euch kommen. Laßt mich es machen.« Sie und die anderen setzten ihre Gläser an und kippten den scharfen Pflaumenschnaps in die Kehlen.

Heinz Müller hockte zwischen ihnen und schaute nur zu. Seine Augen waren starr. Sie lebten nicht. Er sah aus, als wäre er in Gedanken versunken, aber das war er wohl nicht, denn er konzentrierte sich sehr auf sein Mitbringsel.

Ein halbrundes, knochiges Etwas. Mit einem langen Schwanz, einem übergroßen Kopf, von dessen Stirn sogar zwei Hörner abstanden, als wäre dieses Wesen ein Kind des Teufels. Es waren Beine vorhanden, knotige Gelenke ebenfalls, knochige Füße und auch die entsprechenden Hände mit Fingern mit kleinen Krallen.

Für die biederen Dorfbewohner war es nicht einfach, damit zurechtzukommen, aber was sollten sie tun? Sie waren nun mal in dieses Fahrwasser hineingeraten und mußten rudern und rudern.

Susanne wandte sich an ihren Mann. »Geht es dir gut?« Müller nickte.

Sie deutete auf den Zylinder. »Liebst du es?« Abermals nickte er.

»Hol es raus!«

Der Mann, der offiziell tot war, schrak zusammen. Er öffnete den Mund und versuchte auch zu sprechen, aber die Worte bildeten in seiner Kehle nur ein unverständliches Gemurmel.

»Doch, laß ihn laufen. Wir können ihn nicht immer festhalten. Er gehört jetzt zu uns, und ich will ihn nicht wie einen Gefangenen behandeln. Das sollte dir doch klar sein.«

Müller griff zu. Er legte seine Hände auf den runden Deckel. Auf ihm befand sich eine Flügelschraube, die er mit einer Hand lockerte.

In der Stille hörten alle das dabei entstehende schabende Geräusch. Bis zum Anschlag drehte er die Schraube auf, dann zerrte er an ihr, und es war ein puffendes Geräusch zu hören.

Sehr leicht konnte er den Deckel jetzt abheben. Er tat es vorsichtig und sprach dabei nicht. Auch die anderen blieben stumm. Die Männer preßten sich mit ihren Rücken gegen die Lehnen. Ihre Blicke zeigten Furcht, vielleicht auch Ekel.

Nur Susanne freute sich. Sie lachte leise und strich mit den Fingern über das Glas hinweg. Dann klopfte sie dagegen.

Das Klopfen wirkte. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte der Embryo bewegungslos in seinem Glas gelegen. Plötzlich aber war das Geräusch an seine Ohren gedrungen, und auf einmal zuckten zuerst seine Arme, danach die Beine. An der Innenseite des Glases suchten sie vergeblich Halt.

Der Embryo bewegte sich. Es rollte sich wie eine kleine Katze in dem Gefäß hin und her.

Dann stand es auf seinen knochigen Hinterbeinen. Den Rücken noch immer gekrümmt wie ein Halbmond, aber es war in der Lage, seine Arme nach oben zu strecken und so den Rand zu erreichen.

Kleine Finger klammerten sich daran fest. Wieder kratzten die Knochen über das Glas hinweg und diesmal klappte es.

Das Wesen kletterte ins Freie. Es war einfach leicht und locker, wie es das schaffte. Es gab so gut wie kein Hindernis mehr. Es erreichte den Rand, beugte sich nach vorn, bekam das Übergewicht - und kullerte auf den Tisch.

Susanne Müller war zufrieden. »Das habe ich gewollt«, sagte sie mit leiser Stimme…

***

Die Männer konnten nichts sagen. Sie standen noch unter dem Schock der Veränderung. Ihre Gesichter sahen aus, als wären sie eingefroren.

Nur die Augen lebten, und durch sie beobachteten sie das Verhalten des kleinen Knochengebildes.

Der Embryo bewegte sich über den Tisch hinweg. Er ging auf allen vieren. Er krabbelte, und in seinem kompakt wirkenden Kopf, das sah jetzt jeder, hatten sich sogar Augen gebildet, durch die das Wesen seine Umgebung beobachten konnte.

Noch immer wagte niemand, auch nur ein Wort zu sagen. Was den Männern da präsentiert wurde, gehörte in ein Horror-Kabinett!

Susanne Müller aber hatte ihren Spaß. Sie streckte den rechten Arm aus. Die Hand war schon gekrümmt, und mit ihr strich sie über den Körper des Wesens hinweg. Sie streichelte es, und der Embryo hielt still.

»Ist es nicht ein kleines Wunder, was uns da auf die Erde gebracht wurde? Es steckt voller Kraft, von der wir nicht einmal eine Ahnung haben. Und es wird sich noch entwickeln, das könnt ihr mir glauben.«

Dem Lehrer hatte schon lange eine Frage auf der Zunge gelegen. Jetzt erst wagte er es, sie zu stellen. »Ich gebe ja auch Biologie in der Grundschule, Susanne, und ich sage meinen Kindern immer, daß Lebewesen, die sich entwickeln und erwachsen werden wollen, auch Nahrung brauchen. Das ist hier bestimmt nicht anders, oder?«

»Nein, ist es nicht.«

»Jetzt meine Frage, Susanne: Wovon ernährt sich so was? Kannst du mir das sagen?«

Die Frau beugte sich vor. Ihre Augen funkelten, als sie fragte: »Willst du es hören?«

»Ja.«

»Dann halte mal deinen Finger hin.« Sie lachte laut auf, und das Lachen endete in einem Kichern.

Der Lehrer hielt seinen Finger nicht hin. Seine Hand zuckte sogar zurück, doch in seinem Gesicht malte sich schon etwas Begreifendes ab.

Er befürchtete Schlimmes.

»Sag es!« flüsterte Susanne.

»Nein, ich kann nicht.«

Susanne zeigte ein breites, teuflisches Lächeln, als sie wieder über den knochigen Körper strich. »Wir werden dich schon aufziehen, Kleines. Hier in der Umgebung gibt es genug Nahrung.« Dann faßte sie mit beiden Händen zu, hob den Embryo an und setzte ihn wieder zurück in das Glas.

»So jetzt wißt ihr Bescheid.« Sie nahm den Deckel, drückte ihn auf den Zylinder und schraubte ihn fest. »Und ihr werdet den Mund halten, wenn unser Kleiner auf Nahrungssuche geht. Verstanden?«

»Das haben wir!« flüsterten sie im Chor.

»Das beruhigt mich.« Sie stieß ihren Mann an. »Komm, wir beide gehen jetzt nach Hause. Du wirst müde sein und dich ausruhen wollen.«

Er stand auf.
Dann ging er zur Tür.
Susanne wartete noch. Sie trug jetzt das Gefäß und schaute ihre Freunde an. »Zu keinem ein Wort, merkt euch das. Wenn ihr etwas sagt, werdet ihr selbst zu seiner Nahrung…«
Mit dieser Drohung verließ sie den ehemaligen Stall und zog die Tür leise hinter sich zu.
Die Männer aber blieben schweigend auf ihren Plätzen hocken. Sie schauten sich nicht an. Ihre Blicke waren ins Leere gerichtet. Bis sich Helmut Lanz bewegte, der noch einmal aus der Flasche nachschenkte.
»Wie heißt es immer noch? Mitgefangen - mitgehangen. Ich glaube nicht, daß wir aus dieser Schlinge den Kopf ziehen können. So einfach nicht, nein, so leicht nicht.« Dann kippte er den Schnaps weg, als wäre er der letzte in seinem Leben.

***

Ich hatte mich von Suko zum Flughafen fahren lassen. Auf der Fahrt hatten wir über den neuen Fall gesprochen, der für mich noch keiner war, sich aber entwickeln würde, davon war ich überzeugt, denn Harry Stahl alarmierte mich nicht grundlos. Außerdem war der Begriff Außerirdische gefallen, und dagegen war ich nach den Erlebnissen der letzten Zeit schon allergisch.
Dazwischen war viel passiert. Unter anderem hatten wir unseren Freund Yakup Yalcinkaya zu Grabe getragen, und diese Beerdigung war letztendlich noch zu einem Horror der besonderen Art geworden.
Es gab noch einiges zu richten. Das wollte Suko übernehmen, deshalb flog ich auch allein.
»Viel hat dir Harry aber nicht gesagt, John.«
»Das weiß ich.«
»Kennst du den Grund?«
Ich hob die Schultern. »Er hat etwas von top secret angedeutet. Vielleicht traute er auch dem Telefon nicht.«
»Das ist möglich.«
Die Umgebung des Flughafens tauchte auf und damit auch die ersten großen Parkflächen. Suko wollte mich bis zu einer der Abflughallen fahren und mich dort entlassen. Ich flog dann bis Stuttgart, wo mich Freund Harry abholte.
Wie immer herrschte viel Hektik in der Nähe des Airports. Besonders im Sommer so wie jetzt, wo noch viele Menschen in die Ferien flogen und andere zurückkehrten.
Ein Urlaubstrip würde meine Reise nach Germany sicherlich nicht werden, das stand fest. Immer wenn ich Harry unterstützt hatte, war es heiß hergegangen.
Suko stoppte dort, wo sich die Schalter von British Airways befanden,

und unter den mißtrauischen Augen eines Sicherheitsbeamten stieg ich aus und holte meinen Koffer aus dem Kofferraum.

Wir verabschiedeten uns. »Ich höre von dir, John.«

»Ja. Erledige alles, was du dir vorgenommen hast. Denk auch an die Ninja-Krone und das Schwert. Sie sind im Tresor von Scotland Yard wirklich besser aufgehoben.«

»Wird gemacht.«

Wir winkten uns zu, dann war ich im Terminal verschwunden, wo wieder wahnsinnig viel Betrieb herrschte.

Mein Ticket war reserviert, ich holte es ab und trank im Warteraum noch einen Kaffee.

Eine Viertelstunde später konnten wir in die Maschine steigen. Es war sehr warm in ihr, was sich nach dem Start änderte, als die Klimaanlage eingeschaltet wurde.

Fliegen mag für viele Menschen aufregend sein. Für mich nicht mehr. Ich nutzte die Zeit immer gern zu einem kleinen Schläfchen, und das schaffte ich auch hier. Selbst auf ein Getränk verzichtete ich. Nur einmal wurde ich wach, weil mich meine Nachbarin, eine ältere Dame, die schrecklich nach Parfüm roch, anstieß und mir erklärte, daß sie auf mein Schnarchen gern verzichten konnte.

Ich entschuldigte mich kurz und schlief sofort wieder ein. In der Hoffnung, bis nach Stuttgart nicht mehr zu schnarchen.

Kurz vor der Landung weckte mich die Stewardeß. Ich war sofort voll da, schielte an meiner Nachbarin vorbei durch das Fenster und sah unter mir die hügelige Alblandschaft und die große Stadt, die in einem Kessel lag.

Wir schwebten’ durch die klare sonnige Luft der Landebahn entgegen.

Der Nachmittag war bereits weit fortgeschritten, aber die Sonne brachte nach wie vor noch viel Kraft auf.

Eine superglatte Landung, dann das Ausrollen, der Stopp und das Aussteigen. Alles lief normal ab. Keine Hektik. Das Lächeln der Besatzung beim Aussteigen, dann spürte ich schon die Sonne und setzte meine dunkle Brille auf. Ich trug eine Waffe bei mir und ging deshalb nicht durch die normale Kontrolle.

Ich wurde freundlich weitergeleitet und sah dann einen Mann auf mich zukommen, in dessen dunklem Haar graue Fäden schimmerten.

Es war Harry Stahl. Aber er war nicht allein, denn neben ihm erkannte ich Dagmar Hansen. Mit ihrem wilden, rostroten Haar war sie einfach nicht zu übersehen. Es war immer schwer für sie, die Flut zu bändigen, so hatte sie das Haar im Nacken zu einem dichten Busch zusammengebunden. Ihre Haut war entsprechend bleich, von Sommersprossen bedeckt, die Augen leicht grün, aber auf der glatten Stirn zeigte sich das dritte Auge der Psychonauten nicht.

Ich schaute dorthin, und Dagmar merkte es, bevor sie mich zur Begrüßung umarmte. »Guck nicht so, John, ich bin nicht immer diejenige, die du dir vorstellst.«

»Was stelle ich mir denn vor?«

»Soll ich lachen?«

»Das ist besser, als zu weinen.«

Wir ließen uns los. Dann klatschte ich mich mit Harry Stahl ab. Er strahlte und gab mir zu verstehen, daß er verdammt froh war, eine Hilfe zu haben.

»Mal sehen, ob ich das wirklich bin.«

»Keine Sorge, das bist du schon.«

Wir alle waren sommerlich locker gekleidet. Dagmar trug eine grüne Jeans, darüber ein helles Hemd oder eine helle Bluse und eine ebenfalls grüne Lederweste.

»Wohin geht's?« fragte ich.

»Aufs Land.«

»Wie schön. Das erinnert mich wieder an die Horror-Mühle und diesen Kinderschreck.«

»Da fahren wir diesmal nicht hin, sondern in einen anderen Ort.«

»Wie heißt er denn?«

Harry nannte den Namen.

Ich hob nur die Schultern. »Sorry, das sagt mir nichts.«

»Du brauchst dich nicht zu schämen. Vor einer Woche habe ich ihn auch noch nicht gehört.«

»Das beruhigt mich wieder.«

Harry hatte seinen Omega ziemlich günstig geparkt. Ich legte mein schmales Gepäck nach hinten in den Kofferraum und überließ Dagmar die Wahl des Sitzplatzes.

»Geh du mal nach vorn, John. Ihr habt euch bestimmt viel zu erzählen.«

Ich grinste sie an. »Klar. Schwanke aus meiner Jugend.«

Spöttisch fragte sie zurück. »Hat es die denn gegeben?«

»Und wie.«

»Kann ich mir bei dir kaum vorstellen.«

»Warum nicht?«

»Du siehst so brav aus.«

»Ha, ha, das täuscht. Was meinst du, was passiert, wenn ich mal den Tiger rauslasse?«

Sie tippte mir auf die Schulter. »Und was meinst du, was passiert, wenn ich dich beim Wort nehme?«

»Dann wird es gefährlich.«

»Warum?«

»Weil mir der gute Harry den Hals umdrehen würde.«

Dagmar tat erstaunt. »Wie kommst du denn darauf?«

»Ich habe Augen im Kopf.«

»Das hört sich ja an, als wolltest du uns beiden Kollegen ein Verhältnis andichten?«

»Dichten?« fragte ich gedehnt und schielte dabei zu Harry hinüber, der sich raushielt, grinste und sich auf das Fahren konzentrierte. »Ich bin doch kein Dichter, im allerhöchsten Fall für Abflußrohre, aber nicht für mehr.«

»Dann nimmst du es als Tatsache hin?«

»Aber immer.«

»Sag du auch mal was, Harry«, beschwerte sich Dagmar. »Ich muß fahren.«

»Feigling.«

Wir lachten zu dritt, aber der Ernst kehrte auch zurück, als Harry mit den Einzelheiten rausrückte und mir haarklein erklärte, um was es in diesem Fall ging.

Ich schüttelten den Kopf und fragte, während draußen die lieblich-ländliche Landschaft vorbeiglitt. »Und ihr seid sicher, daß dieser Embryo von einem Außerirdischen stammt?«

»Das wurde behauptet.«

»Wo ist der Beweis?«

»Den sollen wir finden.« Er schaltete höher, weil wir eine Schnellstraße erreicht hatten. »Und natürlich auch den Mann, der sieben Leichen hinterlassen hat, bevor er dieses Wesen befreite.«

Ich schlug für einen Moment die Hände vor das Gesicht. »Sieben Leichen, das ist Wahnsinn!«

»Finde ich auch. Wenn man bedenkt, wie gesichert der Ort war, frage ich mich, wie das alles nur möglich sein konnte. Mit Gas und mit Kugeln. Aber reicht das?«

»Wie meinst du?«

»Müßten da nicht noch andere Kräfte oder Mächte mit im Spiel gewesen sein? Ich sage bewußt außer-oder überirdische.«

»Oder magische, Harry.«

Stahl zögerte einen Moment und regulierte die Klimaanlage. »Ja, auf eine gewisse Art und Weise hast du recht. Auch magische, wenn wir davon ausgehen, daß dieses Wesen nicht von einem Außerirdischen stammt, sondern von einem Dämon.«

»Hast du es gesehen?«

»Nein.«

»Was? Keine Fotos?«

»Man hat es mir beschrieben.« Diese Beschreibung bekam ich auch geliefert, aber schlauer war ich danach nicht. Wir würden uns also überraschen lassen, und ich wollte wissen, wo unser erstes Ziel lag.

»Dort, wo der inzwischen verstorbene Polizist Heinz Müller das Wesen gefunden hat.«

»Du kennst den Weg?«
»Man hat ihn mir beschrieben.«
»Okay.« Ich drehte mich um, weil ich lange nichts mehr von unserer weiblichen Begleitung gehört hatte. Dagmar Hansen tat das, was auch ich im Flugzeug getan hatte, sie schlief.
Ich war zu unruhig, um jetzt noch die Augen zu schließen, aber mit meinen Gedanken blieb ich nicht allein, weil Harry auch Fragen hatte und wissen wollte, was wir in der Zwischenzeit erlebt hatten.
Ich berichtete ihm von einigen Fällen und auch vom Tod unseres Freundes Yakup und dessen Beerdigung, die auch uns um ein Haar das Leben gekostet hätte.
»Das kann doch nicht wahr sein«, flüsterte er.
»Doch, leider. Aber jetzt ist es vorbei. Aber auch Shimada existiert nicht mehr, obwohl das kein Trost sein kann.«
»Das glaube ich dir allemal.«
Wir hatten den Großraum Stuttgart längst verlassen, rollten in Richtung Südosten, fuhren aber nicht auf der Autobahn, sondern über Land. Ein Stück heile Welt an einem sonnigen Nachmittag.
Aber heil war sie nicht. Leider nicht. Das hatten wir bei der verdammten Mühle erlebt, und das würden wir auch jetzt wieder mitbekommen, davon ging ich aus.
Schmucke Ortschaften mit sehr sauberen Häusern. Hügel, Wiesen, Wald, breite Ebenen, aber auch ein paar schroffe Berge. Ich wußte, daß es in der Schwäbischen Alb zahlreiche Höhlen gab, von denen noch nicht alle erforscht worden waren.
Sollte dieses Wesen vielleicht über einen unwahrscheinlich langen Zeitraum in einer der Höhlen versteckt gelegen haben? Ich sprach mit Harry darüber; der nickte.
»Das kann schon hinkommen, John, denn es wurde nach einem Erdrutsch gefunden.«
»Da fahren wir jetzt hin?«
»Immer noch.«
Ich lachte. »Halte mich nicht für durcheinander, aber ich frage mich, was wir dort sollen.«
»Ich will mich nur umschauen.«
»So ist das. Ich dachte schon, daß du damit rechnest, den Täter zu sehen, den es immer wieder an den Ort seiner Untat zurückzieht.«
Er zog die Lippen breit. »Du wirst lachen, aber daran habe ich schon gedacht.«
»Dann lassen wir uns mal überraschen.«
Zunächst überraschte uns der Weg, in den wir hatten einbiegen müssen.
In Serpentinen führte er in die Höhe. Von einem Schlagloch wurde Dagmar unsanft geweckt. Wir hörten sie gähnen, bevor sie sich normal

hinsetzte.

Nach einem Blick aus dem Fenster bemerkte sie: »Es sieht so aus, als wären wir gleich da.«

»Stimmt!« meldete Harry.

Auf diesem schmalen Serpentinenweg brauchten wir nicht zu bleiben. Er mündete auf eine breitere Straße. Sie lag jetzt auf der Höhe. Nach links hin schauten wir in eine Talschüssel hinein, wo sich ein Ort ausbreitete, der für mich etwas Märchenhaftes hatte. Oder mir vorkam wie aus dem Lesebuch entsprungen. Er war einfach wunderschön und wurde vom Schein der Sonne verzaubert, wobei noch das Kreuz auf dem Kirchturm matt leuchtete.

»Unser Ziel«, sagte Harry trocken.

»Das zweite«, präzisierte ich.

»So ist es.«

Wir waren nach links gefahren. Auf der rechten Seite wuchs der Hang hoch. Felsen stachen aus ihm hervor wie die kantigen Zähne eines Riesen. Wenig später, nach einer Kurve, schaltete Harry zurück. Wir fuhren jetzt im Schrittempo weiter und sahen tatsächlich den Ort, wo sich ein Teil des Hangs gelöst hatte. Die Spuren lagen wie dunkle Fahnen auf dem Weg. Der Regen hatte noch nicht alles abwaschen können, und der Hang sah an dieser Stelle aus, als hätte jemand mit einer häusergroßen Faust in ihn hineingeschlagen. Er stand sogar über, war aber provisorisch mit Holzbalken abgestützt worden.

Harry lenkte den Omega unter den Überhang und schaltete den Motor aus. Wir verließen das Fahrzeug. Ich war eigentlich froh, der künstlichen Luft der Klimaanlage entweichen zu können und empfand die Wärme als nicht so schlimm, weil mir ein weicher Wind ins Gesicht wehte.

Auch Dagmar hatte den Wagen verlassen. Sie war zur Straße gegangen und schaute auf den Ort. Dort stand sie wie in tiefen Gedanken versunken, während Harry und ich zurückblieben.

»Hier ist es gewesen, John!«

Ich hatte den Kopf zurückgelegt, sah die Erde über mir, aus der Wurzeln wie dünne, knotige Arme hingen, die nach irgend etwas griffen.

Zu sehen war nichts. Auch nicht der Eingang einer Höhle, wie ich insgeheim gehofft hatte.

»Und?« fragte Harry.

»Soll ich sagen, daß ich enttäuscht bin?«

»Was hast du denn erwartet?«

»Ich weiß es selbst nicht. Jedenfalls scheint dieses Wesen nicht mehr zurückgekehrt zu sein.«

»Frage: Wo ist es dann?«

»Bei ihm.«

»Dem Killer, meinst du?«
»Klar.«
Stahl senkte seinen Kopf und kratzte sich am Kinn. »Ich weiß es nicht, es war auch nur ein Gedanke, und die weitere Folgerung ist ebenfalls durch nichts bewiesen.« Er trat aus dem Überhang hervor. »Daß sich dieser Mann dort unten im Ort aufhält. Dazu kann ich nichts Konkretes sagen. Da kann man nur hoffen.«
Plötzlich meldete sich Dagmar Hansen. »Da ist aber etwas«, sagte sie gerade so laut, daß wir sie verstehen konnten. »Dort unten hat sich etwas manifestiert.«
»Und was?« fragte ich.
Sie hob die Schultern. »Ich würde ja von Menschen sprechen, aber von besonderen.«
»Woran merkst du das?«
Sie drehte sich um. Natürlich schauten Harry und ich auf ihre Stirn, aber das dritte Auge malte sich dort nicht ab. Vielleicht ein etwas dunklerer Fleck, ansonsten hatte sie die Haut in Falten gelegt, wie ein Mensch, der stark nachdenkt.
Wir gaben ihr einige Minuten, ehe Harry sie leise ansprach. »Was sollen wir deiner Meinung nach tun?«
Dagmar lächelte. »Das, was wir vorhatten. Weiterfahren. Hinein in den Ort.«
»Und dann?«
»Lassen wir alles auf uns zukommen.«
»Okay, einverstanden.« Harry schaute mich an und sah nur, daß ich nickte.
Es war für ihn das Zeichen wieder in den Omega zu steigen, und auch Dagmar und ich nahmen unsere Plätze ein. Es war noch kühl im Wagen.
Der Schweißfilm auf meinem Gesicht wurde kühl. Harry startete und rollte aus der Nische.
Es ging bergab. Die Straße glich einer grauen, strarren Schlange, die sich kurvig dem Dorfanfang entgegenwand. Trotz der vielen Kehren konnten wir sie recht gut überblicken, aber unser Fahrer ließ sich Zeit. Er fuhr recht langsam, damit wir die Umgebung aufnehmen konnten.
Und es war gut, daß wir langsam fuhren. Nach der vierten oder fünften Kehre geschah es.
Es war wie das rasche Ablaufen verschiedener Bilder. Alles Aufnahmen aus der Umgebung, wobei diese Szenenfolge urplötzlich stoppte und sich ein Bild herauskristallisierte. Ein Kind. Ein Mädchen. Es war plötzlich da. Wohl keiner von uns hatte gesehen, woher es gekommen war. Es stand aber auf der Straße und damit im Weg. Es stand da, als wollte es den Omega aufhalten.
Harry Stahl fluchte. Dagmar Hansen schrie leise auf. Ich preßte die

Lippen zusammen und bremste mit, obwohl ich auf dem Beifahrersitz hockte.

Irgend etwas wollte und mußte ich einfach tun. Ich fluchte, und der Wagen glitt…

Das Kind hob die Arme. Überdeutlich sah ich das Gesicht mit den großen Augen. Die Hände wollten den Wagen stoppen, ein lächerliches Unterfangen. Nichts hätte es gebracht, gar nichts. Und doch stoppten wir. Ruckartig. Die Kleine war plötzlich verschwunden. Ich glaubte nicht daran, daß wir sie überfahren hatten, es war einfach nur der andere Winkel gewesen, der sie aus unserem Blickfeld vertrieben hatte.

»Oh, verdammt!« keuchte Harry. »Das war knapp. Die Kleine muß vom Himmel gefallen sein. Vom Himmel…«

Dagmar Hansen hatte sich als erste gefangen. Wir Männer saßen noch im Auto, da öffnete sie bereits die Tür. Sie lief an meiner rechten Beifahrerseite entlang. Erreichte die Vorderseite. Bückte sich. Packte das Kind. Hob es an - unverletzt.

Kein Blut war zu sehen. Keine Starre. Die etwa Zehnjährige bewegte sich normal auf Dagmars Armen und wurde dann wieder auf den Boden gestellt.

Es war Zeit für uns, das Fahrzeug zu verlassen. Harry war noch immer bleich im Gesicht. Er schaute sich das Kind genau an und schüttelte den Kopf.

Das Mädchen hatte blonde Haare. Kurz geschnitten, so daß es fast aussah wie ein Junge. Es trug Jeans und ein buntes T-Shirt. Dagmar hatte sich vor die Kleine gekniet, ihre Hände genommen und schaute sie an. Das Kind machte einen völlig verstörten Eindruck. Ich fragte mich, ob es daran lag, daß sie gerade einem Unfall entgangen war oder schon zuvor etwas erlebt hatte, das sehr prägnant gewesen war und diese Verstörtheit bewirkt hatte.

Dagmar redete ruhig auf die Kleine ein. Sie sprach davon, daß ja alles gutgegangen war, und sie erkundigte sich auch nach dem Namen des Kindes. »Ich heiße Julia. Julia Fohrmann.«

»Toller Name. Ich bin Dagmar.« Das Mädchen nickte nur. Es lächelte nicht, aber es bewegte den Kopf und schaute sich um, wobei der Blick nichts von dieser Verstörtheit verloren hatte. »Frag sie mal, warum sie uns so plötzlich vor den Wagen gelaufen ist«, sagte Harry.

»Keine Sorge, das wollte ich gerade tun.« Dagmar schaute die Kleine an. »Woher bist du denn gekommen, Julia?«

Das Mädchen hob die Schultern. »Ich weiß es nicht genau«, lautete die leise Antwort.

»Wie? Das weißt du nicht?«

»Ich bin weggelaufen.« Dagmar nahm die Kleine an die Hand. »Weggelaufen, sagst du? Von wo bist du geflüchtet? Du wohnst da

unten, nicht?«

»Klar.« Julia schaute sich um wie jemand, der etwas Bestimmtes sucht.

In ihren Augen schimmerten Tränen. Sie drückte Dagmars Hand fester, als wollte sie sich für alle Zeiten festhalten.

»Aber von Zuhause bist du nicht gekommen - oder?«

»Nein. Ich bin weggelaufen. Vor ihm. Er war hier. Ich habe hier gespielt.«

Jedes Wort drang hektisch über ihre Lippen, und immer wieder suchte sie die Umgebung ab.

»Das ist ja nicht schlimm. Beim Spielen bist du also einfach weggelaufen. Kannst du mir den Grund nennen?« Julia nickte. »Da war ein IVtann.«

»Aha. Kanntest du ihn? Oder war er dir fremd?«

Sie zögerte mit der Antwort, was auch Harry und ich sahen. Wir waren in der Nähe geblieben und hatten uns gegen den Omega gelehnt. Die Antwort fiel dem Mädchen nicht leicht; es mußte sich räuspern, schaute auch weg, räusperte sich wieder und schüttelte anschließend den Kopf.

Dann antwortete es so leise, daß wir Mühe hatten, seine Stimme zu verstehen. »Ich kannte ihn.«

»Das ist doch schon gut.« Julia legte ihren Kopf zurück. Sie schaute die leichte gebückt vor ihr stehenden Dagmar Hansen an. »Meinst du das wirklich?«

»Klar. Wie heißt er denn?«

»Das war Herr Müller.«

»Na bitte.«

Plötzlich schrie Julia los. Sie machte den Eindruck, als hätte sie sich nicht mehr unter Kontrolle. Bei ihr waren die Dämme gebrochen. »Nein, nein, nein! Ich kann ihn nicht gesehen haben, aber ich habe ihn gesehen. Ja, das hab' ich. Er ist wieder da.«

Dagmar wartete, bis sich Julia beruhigt hatte. Sie hatte sich jetzt gehockt, und das Kind faßte Vertrauen zu ihr, es umarmte Dagmar sogar. Julia schluckte, aber die Worte mußten einfach raus. Sie sprudelten regelrecht über ihre Lippen. »Er kann nicht hier gewesen sein. Das geht einfach nicht.«

»Warum denn nicht?«

Das Kind quälte sich, das war zu sehen, aber es wollte auch eine Antwort geben. »Weil das - das nicht geht. Ehrlich. Das geht nicht. Herr Müller ist doch tot…«

***

Auf einmal wurde es kalt.

Nicht in der Umgebung, da war die Temperatur schon geblieben. In

unseren Herzen breitete sich die Kälte aus. Wir froren, das hätte uns jeder ansehen können, und auch Dagmar blieb nicht länger in ihrer hockenden Haltung. Sie drückte sich hoch, ohne allerdings die Hand des Kindes loszulassen.

Ich löste mich als erster vom Auto und ging auf die Kleine zu. Hinter mir hörte ich Harry. Ich beugte mich vor, aber ich war fremd für Julia, die Dagmar mehr Vertrauen entgegenbrachte und sich an sie klammerte.

»Du brauchst keine Angst vor mir zu haben«, redete ich die Kleine an.

»Wirklich nicht. Wir sind hier Freunde, und vor Freunden hat man keine Angst, nicht wahr?«

»Ja.«

»Schön. Dann reden wir weiter. Du hast also diesen Mann gesehen?«

Julia verzog das Gesicht, als wollte sie gleich anfangen zu weinen. »Ja.«

»Und du kanntest ihn?«

»Auch.«

»Es war dieser Heinz Müller.«

»Klar.«

Ich überlegte, bevor ich fragte: »Stimmt es wirklich, was du da gesagt hast?«

»Der ist tot. Der ist verunglückt. Das weiß ich. Viele Leute waren auf seiner Beerdigung. Aber jetzt ist er wieder da. Ich habe ihn gesehen. Das müßt ihr mir glauben.«

»Wo hast du ihn denn gesehen?«

Sie drehte sich und wies in eine bestimmte Richtung. Das konnte alles bedeuten, nur nichts Konkretes.

»Das war nicht im Ort?« fragte Harry.

»Nein, draußen.«

»Haben auch andere diesen Heinz Müller gesehen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Was hat er denn getan, Julia, kannst du dich daran erinnern?«

Sie schüttelte den Kopf. »Der hat nichts getan. Ich habe ihn auch nur kurz gesehen.«

»Wo ging er denn hin?« wollte Dagmar Hansen wissen.

»Das weiß ich nicht. Da gibt es eine Höhle, aber da ist er nicht hingegangen. Mehr zum Bach, wo die Büsche auch dichter sind und wir nicht spielen dürfen, wenn er zuviel Wasser führt. Da ging er hin, und mehr habe ich nicht gesehen.«

»Aber du hast ihn erkannt?«

»Ja.«

»Und er ist tot?«

Eine wichtige Frage hatte Dagmar gestellt. Sie traf das Kind schwer,

denn seine Augen füllten sich wieder mit Tränen. »Alle haben gesagt, daß er tot ist.«

»Dann glauben wir dir«, sagte ich. »Er hat in eurem Ort gelebt, nicht wahr?«

»Mit seiner Frau.«

»Oh, die gibt es auch?«

»Ja, das ist Susanne Müller.«

»Dann können wir sie auch fragen, nicht?«

Julia blickte mich zweifelnd an. »Weiß nicht«, flüsterte sie verlegen und bewies, daß sie mitdenken konnte. »Wenn er doch tot ist. Seine Frau weiß es dann gar nicht.«

»Ich kann mit ihr sprechen und sage ihr, daß ich ihren Mann von früher her gekannt habe.«

Julia überlegte einen Augenblick. »Ich gehe aber nicht hin«, sagte sie dann.

»Nein, das brauchst du auch nicht. Wir werden dich nach Hause bringen - okay?«

»Ja, das ist toll.« Sie konnte wieder lachen. »Mein Vater ist Lehrer. Wir haben ja Ferien, und auch meine Mutter ist zu Hause.«

»Hervorragend. Dann können wir ja einsteigen.«

Bevor wir das taten, sprachen Harry und ich noch miteinander, während sich Dagmar um Julia kümmerte.

»Es ist besser, wenn wir uns trennen«, sagte ich. »So können wir uns die entsprechenden Bilder machen und anschließend Informationen austauschen. Okay?«

»Ja, ich bin einverstanden. Wo treffen wir uns dann wieder?«

»Das machen wir aus, wenn wir im Ort sind. Ein Gasthaus oder das Rathaus, wie auch immer.«

»Eine Frage noch, John.«

»Ja?«

»Glaubst du dem Mädchen?« Ich nickte langsam und erwiderte: »Ja, sie sagt wohl die Wahrheit…«

***

Wir rollten hinein in das Dorf und sahen wieder einmal ein Stück heile Welt. Die Sonne schien und schickte ihre Strahlen auf die Dächer mit den sauberen Pfannen, gegen blitzende Scheiben, hinein in Vor- und Hintergärten, ließ das Wasser eines schmalen Bachs auf der Oberfläche flimmern und erfaßte auch die Menschen. Sie waren sommerlich gekleidet. Im Zentrum des Ortes befand sich eine Straße mit zahlreichen kleinen Geschäften. Zwei Supermärkte waren ebenfalls vorhanden, und trotz des Treibens spürten wir die Gemütlichkeit und die Muße, die hier herrschte.

Die Geschäfte würden bald schließen, dann war Feierabend.

Eine Kirche sahen wir auch. Zu ihr führte ein mit Kopf Steinpflaster belegter Weg hoch, und das Rathaus stand nur einige Meter von der Kirche entfernt. Dort stoppten wir. Ich verließ den Wagen und deutete auf die Fassade eines kleinen Weinlokals. Sie war mit wildem Wein bewachsen. Vor der Tür standen sechs grüne Holztische mit ebenfalls grünen Stühlen davor.

»Das ist unser Treffpunkt«, sagte ich.

Dagmar und Harry waren einverstanden. Eine Uhrzeit verabredeten wir nicht. Keiner von uns wußte, wie lange die entsprechenden Besuche dauerten.

Julia hatte mir den Weg zum Haus der Müllers erklärt. Ich würde es leicht finden können, denn es lag jenseits des Rathauses. Da mußte ich nur einen schmalen Weg gehen, dann den Bach überqueren, und anschließend würde ich es schon sehen. Die Haustür war grün angestrichen.

»Dann bis später«, sagte ich.

»John!«

Ich drehte mich noch mal um.

Harry streckte mir den Arm entgegen. »Gib acht. Ich glaube Julia nämlich.«

»Keine Sorge, ich auch.«

Wir hatten im Beisein des Mädchens nicht zu pessimistisch sein wollen, denn das war nicht gut. Wenn sie einen Zombie gesehen hatte, war das schon schlimm genug. Zum Glück war die Gestalt nicht näher gekommen, hatte das Mädchen auch nicht angegriffen. Da konnten wir schon von einem gewissen Glück sprechen.

Ich machte mich auf den Weg, während die anderen wieder in den Wagen stiegen. Zwischen Rathaus und Kirche fand ich einen schmalen Weg, den ich nehmen konnte. Ich befand mich hier auf einer kleinen Anhöhe, passierte einen zum Bereich der Kirche gehörenden Friedhof und entdeckte die Treppe, die zu einer schmalen Holzbrücke gehört. Auf ihr konnte man den Bach überqueren.

Ich hörte sein Plätschern, sah auch die zahlreichen Insekten, die über der Oberfläche tanzten. Die Ufer waren dicht bewachsen. Gestrüpp und wilde Gräser waren miteinander verflochten und breiteten sich auch über die Wasserfläche hinweg aus.

Die Hitze drückte nicht mehr so stark. Ein erster kühler Abendwind strich über den Ort und streichelte mein Gesicht. Es war schon schwer, sich vorzustellen, was hier ablaufen sollte. In diesem Ort, der wirklich idyllisch war. Da konnte ich nur den Kopf schütteln. Hier stimmte die Welt noch, hier war alles klar. Man kam überhaupt nicht auf den Gedanken, daß sich etwas Böses abspielen konnte. Dennoch mußte es so sein. Unter der Fassade gärte es. Die Aussagen des Mädchens waren nicht auf die leichte Schulter zu nehmen.

Die Treppe, die Brücke und auch den Bach hatte ich hinter mir gelassen, zugleich auch den engeren Bereich des Dorfs, denn vor mir lag ein Gebiet, wo jedes Haus für sich stand, umgeben von einem Garten.

In einem dieser Häuser würde ich die Müllers finden. Eine vielleicht unbeteiligte Frau und einen Menschen, der begraben war und trotzdem nicht in seinem Sarg lag.

Das war die eine Seite. Es gab noch eine zweite. Dabei ging es um dieses Geschöpf, das geraubt worden war, von einem Mann, der alle Sicherheitssperren hatte überwinden können.

Wer war es gewesen? In wessen Auftrag hatte er gehandelt? Mir kam wieder der Name Müller in den Sinn. Ich hakte mich daran nicht fest und versuchte, möglichst voreingenommen zu sein. Wichtig würde das Gespräch sein, wobei ich nicht glaubte, daß ich es mit einem Zombie führen würde, denn es gab ja noch eine gewisse Susanne Müller, die Ehefrau des angeblich Toten.

Der schmale Weg mündete in eine Straße, die links und rechts von einer dicken Mauer umfriedet wurde. Es war eine bessere Wohngegend mit neuen und alten Häusern. Es war eine gesunde Mischung. Auch die Kinder und Halbwüchsigen fühlten sich hier wohl denn die Straße war glatt und bestens geeignet zum Spielen, zum Skaten…

Ich wich einigen Kindern aus und suchte nach der Nummer 28. Sie lag auf der linken Seite, aber ich mußte beinahe bis zum Ende der Straße gehen, wo sie in einem Feldweg mündete, der eine hügelige Wiesenlandschaft zerschnitt.

Die Müllers wohnten im letzten Haus, und es war von einem großen Garten umgeben. Ein heller Zaun sah aus wie vor kurzem erst gestrichen. Durch den Vorgarten führte ein plattierter Weg, den gelbe Sonnenblumen flankierten.

Ich ging die paar Schritte zur Tür und suchte nach der Klingel. Sie war in die grün gestrichene Haustür integriert worden. Überhaupt schienen die Bewohner diese Farbe zu lieben. Die Fensterläden, die Fensterkreuze und selbst das Garagentor waren in einem kräftigen Grün gestrichen.

Auf mein Klingeln hin tat sich nichts. Auch beim zweiten Versuch öffnete mir niemand. Bevor ich mich wieder zurückzog, würde ich noch bei den Nachbarn nachfragen, das nahm ich mir vor.

Das brauchte ich nicht, denn aus dem hinteren Garten klang ein Rauschen an meine Ohren, das entsteht, wenn jemand mit einem Gartenschlauch hantiert. Na also, man kann ja nicht immer Pech haben.

Ein Weg führte mich in den Garten. Die Platten endeten an der Hausseite vor einem Kiesbett, so daß jeder, der sich an der Rückseite

aufhielt, hören konnte, wenn jemand kam.

Susanne Müller konnte mich jedoch nicht hören. Sie stand auf einem Rasenstück, das von Büschen, Nadelbäumen und Blumen umgeben war.

Sie hielt den roten Wasserschlauch in der Hand, als wollte sie eine Schlange bändigen. Die Vegetation lechzte nach dem Naß. Schon lange hatte es nicht mehr geregnet; die Erde war staubtrocken.

Ich betrat den Rasen, der weich wie ein Teppich und völlig egal geschnitten war. Erst als ich ungefähr zwei Schritte hinter der Frau stand, sprach ich sie laut an. Sie mußte meine Stimme auch durch das Rauschen des Wassers hören, zuckte kurz zusammen und drehte sich aber langsam um, wobei sie das Wasser abstellte.

Susanne Müller hatte gute Nerven, das gab ich zu. Sie trug helle Hosen, die ihr bis zu den Knien reichten, und eine blaue Bluse, die sie unter der Brust verknotet hatte. Das Haar war hochgesteckt. Zwei mißtrauisch wirkende Augen schauten mich an, und auf der Stirn stand eine Falte. Von dieser Person ging etwas aus, das durchaus den Begriff sexy verdiente.

Es mochte auch an ihrer nicht so schlanken Figur liegen und möglicherweise auch an ihrem Schmollmund.

»Guten Abend«, sagte ich freundlich. Sie schwieg. Musterte mich. Und dachte nach, was mein Auftritt hier wohl zu bedeuten hatte. Immerhin war sie freundlich.

»Guten Abend. Darf ich fragen, wer Sie sind?«

»Ich heiße John Sinclair.«

»Schön. Mich werden Sie ja kennen. Ihr Name hört sich wenig deutsch an.«

»Ich bin Engländer.«

»Hallo, Europa«, erwiderte sie locker. »Darf ich trotzdem fragen, was Sie aus England zu mir herführt, denn, zufällig sind Sie bestimmt nicht hier aufgetaucht.«

»Da haben Sie recht, Frau Müller.«

»Also, um was geht es? Ich möchte Sie bitten, sich kurz zu fassen. Sie sehen ja selbst, wie trocken hier alles ist. Ich muß noch den ganzen Garten sprengen.«

»Das werde ich, Frau Müller. Es geht auch nicht direkt um Sie, sondern um Ihren Mann.«

»Um Heinz?«

»Ja.«

»Der ist tot!«

»Ja«, sagte ich. »Für Sie. Aber ich kenne jemanden, der dieses bezweifelt, Frau Müller.«

Für einen winzigen Augenblick sah sie aus, als wollte sie mir an die Kehle springen, aber sie riß sich zusammen. Der rote Schlauch entfiel

dabei ihren Händen und blieb auf dem Boden liegen wie eine tote Schlange.

Sie räusperte sich. Die Hände hatte sie zu Fäusten geballt. »So, und jetzt machen Sie mir mal klar, wer einen solchen Unsinn erzählt hat, Herr Sinclair.«

»Es war jemand von hier. Eine Person, die Ihren Mann kennt oder kannte.«

»Schön. Und wie heißt Ihr Informant?«

»Sie gestatten, daß ich den Namen für mich behalte?«

»Ahhhh - sehr schön. Jetzt kommt noch die große Geheimniskrämerei. Finde ich toll. Nur frage ich mich inzwischen, was ein Engländer bei mir will. Weshalb haben Sie die weite Reise unternommen? Ich möchte mit Ihnen nicht reden, daß ich schon genug unter dem Tod meines Mannes gelitten habe. Gehen Sie! Ich halte nichts davon, daß sich Fremde um meine privaten Angelegenheiten kümmern. Und überhaupt? Wer sind Sie eigentlich?«

Ich zeigte ihr meinen Ausweis. Sie schaute, ihn sich zwar an, aber sie las den Text nicht. Das sah ich schon, denn ihr Blick verlief sich irgendwie. »Klar?« fragte ich. »Sie sind also Polizist?«

»In der Tat. Sie sprachen vorhin von Europa, und da…«

»Schon gut, Herr Sinclair. Mein Mann war auch Polizist. Ich kenne mich damit aus.«

»Und er hat eine Entdeckung gemacht, wie ich hörte…«

Susanne Müller stand vor mir. Nun ging sie einen kleinen Schritt zurück, trat dabei auf den Schlauch, was ihr nichts ausmachte. »Ach«, sagte sie nur, »so läuft der Hase also. Es geht um das, was mein Mann damals entdeckt hat, bevor er starb.«

»Genau.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das hat mit seinem Tod nichts zu tun. Er starb, weil die Ärzte gepfuscht hatten.« Ihre Worte klangen hart und bitter.

»Wer stirbt heute noch an einer Blinddarmentzündung?«

»Ich hörte davon.«

»Gut, dann frage ich mich, weshalb Sie überhaupt zu mir gekommen sind.«

Ich lächelte etwas kümmerlich. Hoffentlich wirkte ich harmlos genug.

»Ich erklärte Ihnen bereits, daß ich von einem Zeugen weiß, der Ihren Mann lebend gesehen hat.«

»Da gibt es viele«, erklärte sie spöttisch. »Vor einigen Wochen hat er ja noch gelebt.«

»Nach dem Tod, Frau Müller. Um genau zu sein, dieser Zeuge hat Ihren Mann heute gesehen.«

»Hat er das Grab geöffnet?« fragte sie verbissen.

»Nein, aber es wäre keine schlechte Idee, das zu tun. Er sah Ihren Mann außerhalb des Ortes.«

»Quatsch.«

»Für Sie.«

»Mein Mann ist tot und begraben.« Sie schlug sich gegen die Stirn.

»Wann dringt das endlich in Ihren Kopf? Kommen Sie mir nicht mit diesen Dingen, und tun Sie mir einen Gefallen. Verlassen Sie mein Grundstück.«

»Das werde ich auch, Frau Müller. Nur möchte ich zuvor noch etwas geklärt haben.«

»Ach ja? Was denn?«

»Es geht um den Fund.«

»Hören Sie doch auf!« fuhr sie mich an. »Was soll der ganze Quatsch? Ja, mein Mann hat etwas gefunden, aber darum haben sich schon andere Stellen gekümmert. Fragen Sie dort nach.«

»Gratuliere - oder auch nicht, Sinclair. Wenn man Ihnen da nichts sagen konnte, haben Sie eben Pech gehabt. So ist das und nicht anders. Jetzt verschwinden Sie und lassen mich in Ruhe.«

»Würden Sie mich denn zum Grab Ihres Mannes begleiten, wenn ich Sie darum bitte?«

»Nein!«

»Schade.«

»Ich war heute schon auf dem Friedhof. Heute morgen. Ich gehe jeden Tag hin. Ich kann noch immer nicht begreifen, daß es gerade meinen Mann erwischt hat.«

»Das ist wohl Schicksal oder Fügung. Sie haben diesen seltsamen Fund auch nicht mehr gesehen?«

»Nein.« Sie reckte ihr Kinn vor. »Warum auch?«

»Weil er verschwunden ist«, erwiderte ich.

»Wie?«

»Man hat ihn gestohlen.«

Plötzlich hörte ich ein schrilles Lachen. »Sie machen mir Spaß, ehrlich. Man hat ihn gestohlen. Dieses Ding konnte nicht so gut bewacht werden. Und jetzt kommen Sie zu mir, weil Sie es hier bei mir suchen?«

»Das will ich nicht abstreiten.«

Die Frau verzog den Mund. »Da haben Sie aber Pech gehabt. Ich weiß nicht, wo sich der komische Fund aufhält. Und wenn Ihre Leute zu blöd waren, ist das deren Problem, nicht meins. Für mich ist die Sache erledigt.«

Ich glaubte ihr nicht. Ich glaubte ihr kein Wort. Zwar fehlten mir die Beweise, aber ein so heuriger Hase war ich auch nicht, denn ich hatte schon mit vielen Menschen gesprochen und auch meine Erfahrungen sammeln können. Sie sah, daß ich an ihr vorbeischaute und meine

Blicke über den hinteren Teil des Grundstücks gleiten ließ. Zur Grenze des Nachbarn hin standen die Nadelbäume dichter, aber es waren noch Lücken vorhanden. Durch eine schimmerte etwas Braunes.

Wahrscheinlich die Fassade eines kleinen Gartenhauses.

»Gehen Sie endlich, Sinclair! Hier gibt es nichts zu sehen.«

Wumm!

Ein satt klingendes Geräusch, als wäre irgendwo eine Tür ins Schloß gefallen.

Auch Susanne Müller hatte es vernommen. Und die schaute genau in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war.

Am Haus befand sich eine Außentreppe. Sie führte zu einer Kellertür, die ich nicht einsehen konnte. Und genau diese Tür mußte zugefallen sein.

»Ist noch jemand hier?« fragte ich.

»Nein. Nicht mal der Osterhase.«

»Auch nicht im Keller?«

»Hauen Sie ab, verdammt!«

»Gestatten Sie, daß ich trotzdem nachschaue?« Ich wartete die Antwort nicht erst ab. Was ich tat, war nicht ganz legal, aber hier ging es um verdammt viel - wenn sich Julia Fohrmann nicht geirrt hatte. Es war durchaus möglich, daß die beiden Müllers zusammenarbeiteten und Susanne ihren Mann auch als Zombie akzeptierte. Oder wie auch immer.

Es gab eben Menschen, die damit leben konnten.

Sie schrie zwar hinter mir her, was mich aber nicht störte, denn ich lief bereits die Stufen der Kellertreppe hinab und gelangte an eine grün gestrichene Tür, die geschlossen war. Die schwarze Klinke lockte mich. Ich drückte sie nach unten und drückte einen Moment später die Tür auf.

Muffige Waschküchenluft schlug mir entgegen. Es roch hier tatsächlich wie ein einer Waschküche, in der noch nach der alten Methode gewaschen und gespült wurde.

Die Schwelle lag ein wenig höher. Ich stellte meinen rechten Fuß darauf, durchsuchte die Waschküche, ohne eine Bewegung zu entdecken. Dafür hörte ich die kreischende Stimme der Frau. Susanne Müller hielt sich am oberen Ende der Treppe auf, eine Hand um den Geländergriff gekrallt, und sie hatte eine Haltung angenommen, als wollte sie jeden Augenblick mit einem gewaltigen Satz nach unten springen.

Ihr Geschrei regte mich nicht weiter auf. Die Waschküche mit ihren grauen Wänden lag wie ein feuchter Kessel vor mir, in den ich mit einem ersten Schritt hineintrat.

Links befand sich ein Steinbecken. Ein Schlauch hing aufgerollt an der Wand. Unter ihm stand eine Waschmaschine mit Wassermotor, die

aber wohl nicht mehr benutzt wurde, denn eine moderne Waschmaschine hatte hier ebenfalls ihren Platz gefunden.

Ich streifte mit den Haaren unter einer Glühbirne hinweg, als ich mich auf eine zweite Tür zubewegte. Die erste hatte ich nicht geschlossen. Das Tageslicht drang über die Schwelle, war aber nicht besonders hell und verlor sich rasch, als wäre es von dem rissigen Betonboden aufgefressen worden.

Den Gully überschritt ich und blieb vor der zweiten Tür stehen. Von Susanne Müller sah und hörte ich nichts. Ich mußte damit rechnen, daß sie sich im Haus aufhielt und die andere Person warnte, die sich hier ebenfalls wo versteckt hielt.

Hinter der Tür mußte ein Kellerflur liegen. Etwas anderes konnte ich mir nicht vorstellen.

Die Beretta nahm ich in die rechte Hand, als ich die Tür aufzog. Meine Muskeln waren gespannt, ich atmete auch nur flach, dann riß ich die Tür auf - und zielte mit der Waffe in den halbdunklen Kellergang hinein, ohne allerdings ein Ziel zu sehen.

Er war leer, aber er kam mir nicht leer vor, da ich den Eindruck hatte, gegen wolkige Schatten zu schauen, die an den Wänden klebten oder über dem Boden schwebten.

Der Flur war nicht sehr breit. Er kam mir schmutzig vor, was auch an dem Geruch liegen konnte. Es roch anders als in der Waschküche, war auch nicht mehr so feucht, dafür aber muffig.

Eine Tür sah ich weder auf der rechten noch auf der linken Seite. Dafür zeichnete sich weiter vorn der Beginn einer Treppe ab, und deren Türausschnitt dahinter sah ich auch nur, weil dünne Lichtstreifen ein Rechteck nachzeichneten.

Irgend etwas störte mich trotzdem. Es war ein leerer Keller, okay, aber ich hatte das Geräusch der zufallenden Tür gehört. Es gab zwei Möglichkeiten.

Entweder war dieser Unbekannt ins Haus gelaufen, um sich dort zu verstecken, oder er hielt sich noch hier im Keller auf, denn jetzt, wo ich einige Schritte in den Flur hineingegangen war, entdeckte ich den Seitengang, der nach links führte. Dort baute sich ein Loch auf. Ich hatte das Gefühl, daß mir von dort Finsternis entgegenströmte. Eine pechschwarze Wolke. Das Kribbeln auf meinem Rücken verstärkte sich.

Ich ging weiter, da sich niemand zeigte.

Leider nicht lautlos, denn unter meinen Schuhen knirschte es.

Etwa einen halben Schritt vor dem Quergang blieb ich stehen und hielt den Atem an. Ich wollte erfahren, ob sich jemand in dem kurzen und finsteren Gang bewegte, aber ich hatte Pech.

Noch länger warten?

Nein, der Nervenkrieg sollte nicht weitergeführt werden, deshalb

schob ich mich vor, blieb direkt an der Grenze stehen und peilte um die Ecke.

Man hatte mich gesehen.

Ich sah die andere Gestalt so gut wie nicht. Nur als Schatten, vor dem es plötzlich hell wurde.

Mündungslichter!

Und nun war die Hölle los!

***

Der andere feuerte, aber es war so gut wie nichts zu hören, denn er benutzte einen Schalldämpfer. Ich sah nur, was die Kugeln anrichteten. Sie hieben in das Mauerwerk hinein wie mörderische Faustschläge, hinterließen dabei ziemlich große Löcher. Ich roch den Staub und wußte, daß der Kerl mit der MPi nicht auf der Stelle stehenbleiben würde.

Er schoß noch immer, auch als ich bereits auf dem Boden lag.

Und er kam.

Ich sah keinen Schatten, ich sah ihn selbst. Er schoß noch immer, aber er hielt die Waffe zu hoch. Er dachte in diesen Augenblicken nicht nach, das war meine Chance.

Die Wolke aus Staub umhüllte mich, als ich zurückschoß. Und meine Schüsse waren zu hören. Die Echos wetterten zwischen den Kellerwänden, denn ich hatte ihn zweimal erwischt.

Die Kugeln steckten im Oberschenkel und in der Hüfte, und sie zeigten Wirkung. Während er fiel, schoß er noch weiter. Genau wie ich.

Dann jagte ein Querschläger genau in seinen Schädel.

Wie ein schwerer Klotz schlug er auf. Er schrie nicht, keuchte auch nicht.

Ich hörte auch kein Stöhnen. Es war plötzlich still geworden. Kein Schuß fiel mehr.

Den Lichtschalter brauchte ich nicht, denn ich holte meine eigene Leuchte aus der Tasche. Der helle Finger bahnte sich seinen Weg durch die Wolken aus Staub und Dreck, bevor er das Gesicht des Mannes traf.

Es war zur Hälfte durch den Querschläger zerstört und sah furchtbar aus.

Dann schaute ich nach unten, wo meine Silbergeschosse den Mann getroffen hatten. Sie hatten am Oberschenkel und auch in Höhe der Hüfte die Kleidung durchbohrt und die Haut aufgerissen. Blut war keins zu sehen.

Tote bluten nicht. Und Untote sowieso nicht…

Ein Zombie?

Ich schaute ihn mir an. Wenn ja, dann mußten ihn zuerst die beiden

Silberkugeln erwischt haben, auch wenn der Querschläger später in seinen Kopf gedrungen war.

Obwohl ich dicht neben der Leiche stand, beugte ich mich noch vor, denn mir war ein bestimmter Geruch aufgefallen. Aus der Kleidung wehte mir der Gestank entgegen, und diesen Geruch kannte ich. Ich hatte oft genug mit Wesen zu tun gehabt, die aus irgendwelchen Gräbern und Grüften geklettert waren, und die hatten ebenso gerochen wie die Gestalt vor mir auf dem Boden.

Zu mehr als neunzig Prozent hatte ich es hier mit einem Zombie zu tun und vielleicht auch mit der Unperson, die in den Hochsicherheitsbereich eingedrungen war, um das UFO-Kind zu stehlen.

Allmählich fügten sich die ersten Teile dieses Puzzles zusammen, und ich konnte schon zufrieden sein.

Vor mir lag die Treppe. Am Ende befand sich die Tür, hinter der sich noch nichts tat.

Susanne Müller hielt sich bestimmt nicht mehr im Garten auf. Wenn sie im Haus war, mußte sie die Schüsse gehört haben. Ich ging davon aus, daß sie bald erscheinen würde.

Deshalb lief ich die Stufen hoch, noch immer die Beretta in der Rechten.

Ich ging nicht sehr schnell. Die Mitte der Treppe hatte ich etwa erreicht, als die Tür von außen aufgezogen wurde und Susanne Müller in den helleren Ausschnitt hineintrat. Ich wußte nicht, wen sie gesehen und wen sie erkannt hatte. Möglicherweise verwechselte sie mich auch mit ihrem Zombie-Gatten, denn sie sprach mich mit Heinz an.

»Nein, der bin ich nicht!«

Die Frau wurde zu Stein. So jedenfalls kam es mir vor. Erst als ich sie erreicht hatte, war der Schock vorbei, sie konnte wieder reden, da aber übernahm ich das Wort und schob sie so weit zurück, bis sie mit dem Rücken gegen eine Wand stieß.

»Heinz wird es nie mehr geben, Frau Müller. Er ist endgültig tot. Vernichtet, wenn Sie verstehen.«

In diesem Vorflur war es heller. Zudem befand sich ein Fenster in der Nähe. Das Licht fiel gegen Susanne Müllers Gesicht. Sie sah aus, als könnte sie es nicht glauben, das Staunen ließ zumindest darauf schließen.

»Was ist mit ihm?« fragte sie noch einmal.

»Wollen Sie ihn sehen, Frau Müller?«

Sie schaute mich an. Ich war ziemlich hart zu ihr, aber sie war auch eine Person, die es nicht anders verdient hatte, denn nicht jede Frau konnte mit einem lebenden Toten zusammen sein.

»Nein«, flüsterte sie.

»Aber ich werde noch einige Fragen haben.«
Sie hob die Schultern.
Ich nutzte die Gelegenheit, drückte sie herum und schob sie vor mir her.
Susanne Müller traf keinerlei Anstalten, sich zu wehren. Mit gesenktem Kopf ging sie weiter, aber sie weinte nicht. Sie schien eher wütend und enttäuscht zu sein, was ich in ihrer Lage auch verstehen konnte.
Ich schob sie in das erste Zimmer, dessen Tür nicht abgeschlossen war.
Es war eingerichtet wie ein Büro, ein Arbeitszimmer also, das möglicherweise ihrem Mann gehört hatte.
Auf einem Klappstuhl ließ sie sich nieder. Das Haar war teilweise verrutscht, weil es sich gelöst hatte. Sie strich einige Strähnen zurück und hörte dabei meine Worte.
»Ich denke, Sie haben mir einiges zu erzählen, Frau Müller.«
Sie hob die Schultern, ohne mich anzuschauen. Ihre Hände spielten mit dem Knoten der Bluse. »Sie sind wegen Heinz gekommen, nicht wahr?«
»Ja, das bin ich…«
Durch die Nase saugte sie die Luft ein. »Wußten Sie denn - ich meine, wußten Sie, daß er…«
»Es gab einen Zeugen, denken Sie daran.«
»Ach ja.«
»Dann war Ihr Mann also weg?«
»Sicher.«
»Und weiter?«
»Nichts, ich habe ihn nicht halten können.«
Hinter dem Schreibtisch stand ein Drehstuhl. Den holte ich mir und nahm Susanne gegenüber Platz. »Wir beide sitzen hier zwar völlig harmlos in einem normalen Zimmer, aber das Thema, über das wir reden, ist nicht harmlos. Sie haben keinen normalen Menschen in Ihrem Haus beherbergt, Frau Müller. Es war ein Toter - ein lebender Toter! Ist Ihnen das klar?«
Diesmal hob sie den Kopf und schaute mich an.
»Was haben Sie dazu zu sagen?«
»Es stimmt.«
»Danke. Und das hat Ihnen nichts ausgemacht?«
Sie hob die Schultern.
Sie war verstockt. Ich wollte diesen Panzer durchbrechen und fing wieder von vorn an. »Meine Güte, so etwas ist nicht normal. Wie ist Ihr Mann dazu geworden? Ich hörte von einer Blinddarmentzündung. Er war tot. Das haben die Ärzte bestätigt.«
»Ja, sie…«

»Und weiter?«

»Er war eben nicht tot«, flüsterte sie. »Nicht richtig. Er kehrte zurück.«

Ich dachte an den Geruch, den der Zombie ausgeströmt hatte und fragte: »Aus dem Grab?«

»Nein, wir haben ihn nicht beerdigt.«

Dann hatte ich verfaultes Fleisch gerochen!

»Es waren Steine im Sarg. Wir haben alle getäuscht, denn mein Mann und ich hatten den Plan schon gehabt, als ich ihn aus der Leichenhalle holte. Gemeinsam legten wir die Steine in den Sarg und klemmten sie fest.«

Ich schüttelte den Kopf, weil ich mich wunderte. »Alle Achtung, Frau Müller. Sie erzählen mir da Dinge, als wären es die normalsten von der Welt.«

»Vielleicht war es auch so.«

»Aber das glaube ich Ihnen nicht. Wenn ich Ihren Worten folge, haben Sie schon einen Plan gehabt. Davon bin ich einfach überzeugt, und Sie haben sich dabei auch mit Dingen angefreundet, die einfach nicht normal sein können. Sie sind ein normaler Mensch. Warum haben Sie das neue Leben Ihres Partners akzeptiert. Sie haben mitgemacht, und ich will auch wissen, wie es sein konnte, daß Ihr Mann zu einem untoten Wesen geworden ist, denn als solches wird es sich auch diese Kreatur geholt haben.«

»Das hat er.«

»Dann ist er noch ein mehrfacher Mörder!«

Susanne ging auf meine letzte Feststellung nicht ein und sagte: »Wir mußten das Kind zurückhaben, deshalb ist Heinz losgegangen. Es gehörte uns, ihm, denn er hat es gefunden.«

»Das weiß ich. Und weiter?«

Sie lächelte mir kalt ins Gesicht. »Er hat es auch angefaßt. Er hat es mitgebracht, und wir beide haben sofort gewußt, daß wir etwas Besonderes in den Händen halten. Wir spürten die andere Macht, die in ihm steckte. Es ist ein primitives Wesen, aber in ihm steckt ein Wissen, von dem die Menschen heute noch träumen.«

»Konnten Sie mit ihm in Verbindung treten?«

»Ja.«

»Wie?«

Mit dem ausgestreckten Zeigefinger malte sie mehrmals einen Kreis über ihren Kopf, als wollte sie einen Heiligenschein zeichnen. »Auf diesem Weg.«

»Es war ein telepathischer Kontakt.«

»Wenn Sie so wollen, ja.«

»Sie konnten mit ihm reden?«

»Ja, gedanklich.«

»Was teilte er ihnen mit?«

»Er brauchte Unterstützung. Wir sind seine Freunde gewesen. Uns hat er sich ausgesucht. Er war lange verschollen. Als er zurückkehrte, bat er uns, weitere Menschen zu suchen, die seinen Weg zu gehen bereit waren.«

»Haben Sie die gefunden?«

»Klar.«

»Wo?«

»Hier im Ort.«

Ich war überrascht. Wenn Susanne Müller nicht gelogen hatte, mußte es noch mehr Bewohner geben, die über das Phänomen Bescheid wußten.

»Also sind Sie nicht allein?«

»Kann man so sagen.«

»Wer alles gehört dazu?«

Sie schaute mich an und lächelte. Ergötzte sich an meiner Spannung.

Daß unten im Keller ihr Mann lag, schien sie nicht weiter zu stören. In den Augen lag ein harter Ausdruck, wie bei einen Menschen, der genau weiß, was er will. Aus der Hosentasche holte sie eine ziemlich zerknautschte Schachtel mit Zigaretten, steckte sich eine zwischen die Lippen, holte auch ein Feuerzeug hervor, zündete die Zigarette an. Sie inhalierte tief ein, bevor sie den Rauch aus den Nasenlöchern wieder ausströmen ließ. »Wollen Sie die Namen wissen, Sinclair?«

»Ja.«

Sie zählte sie auf. Drei sagten mir nichts, aber bei dem Namen Fohrmann, dem vierten, zuckte ich zusammen.

Das hatte Susanne Müller gesehen, und sie fragte: »He, was haben Sie denn?«

»Mir ist aufgefallen, daß ich den Namen kenne. Die Fohrmanns haben ein Kind.«

»Julia.«

»Aha.«

»Der Vater ist Lehrer hier im Ort und gehört unserer kleinen Gruppe ebenfalls an.« Sie blies mir den Rauch ins Gesicht. »Ich sage Ihnen eins, Sinclair, wir sind fest entschlossen, hier aufzuräumen. Dieses Dorf wird einmal der Nabel der Welt werden. Hier werden Zeichen gesetzt werden, wenn Sie verstehen. Hier beginnt die neue Zeit, und davon werden wir nicht viel abgeben.«

»Tatsächlich?«

»Niemand wird uns daran hindern können, denn die Kraft einer außerirdischen Rasse geht auf uns über.«

»Durch dieses Kind.«

»Durch den Embryo.« Susanne Müller stand auf. Sie drückte die Zigarette in einem Standascher aus. »Sehen Sie das nur nicht zu

locker. Sie haben zwar meinen Mann vernichten können, aber der Kern ist da. Die Saat wird aufgehen. Nichts und niemand wird es verhindern. Verstehen Sie das?«

»Natürlich. Nur müssen Sie sich damit abfinden, daß ich alles unternehmen werde, es zu unterbinden.«

»Wie denn?«

»Indem ich mir den Embryo hole.«

Es war schon eine Weile her, daß ich eine Frau so hämisch und widerlich habe lachen hören. Sie schüttelte sich dabei, riß den Mund auf, und es dauerte eine Weile, bis sie wieder aufhörte. »Sie wollen sich den Embryo holen, Sinclair?«

»Das sagte ich Ihnen.«

»Wo denn?«

»Ich werde ihn finden, keine Sorge.«

Diesmal lachte sie tiefer. Es hörte sich beinahe so an, als hätte es ein Mann getan.

»Deshalb sind Sie wohl auch zu mir gekommen, wie?«

»Unter anderem.«

Susanne Müller breitete die Arme aus. »Tun Sie sich und mir einen Gefallen. Durchsuchen Sie das Haus. Schauen Sie überall nach, und Sie werden nichts finden. Gar nichts. Verstehen Sie?«

»Dann ist er nur ein Bluff?«

»Ha, ha…« Sie bewegte sich zur Seite und ging dorthin, wo ein heller Schrank aus Kiefernholz stand. Er war in der Regalbauweise entstanden, nur in der Mitte zeigte er sich kompakter, und dort gab es auch eine Tür, die sie öffnete.

Ich schaute ihr zu, war aber auf dem Sprung, da ich damit rechnete, daß sie plötzlich mit einer Waffe erscheinen würde. Sie holte ein Gefäß hervor, das ich noch nie gesehen hatte, aber durch Harrys Beschreibung her kannte.

Es war ein gläsernen Zylinder mit einer Einfassung aus Stahl. Susanne drehte sich um, behielt ihn aber in den Händen und stellte ihn nicht ab.

»Schauen Sie ihn sich an, Sinclair.«

»Und?«

»Darin hat er gelegen. Dieser Embryo«, erklärte sie und konnte den Triumph nicht unterdrücken. »Aber jetzt ist er nicht mehr da. Er ist weg, verstehen Sie?«

»Das sehe ich.« Meine Ruhe war nur gespielt. Ich wußte, daß etwas Schlimmes auf mich zukam. Mehr sagte ich nicht. Durch mein Schweigen wollte ich Susanne Müller dazu auffordern, mehr zu sagen, und sie tat mir auch den Gefallen.

»Ein leeres Gefäß, das halten wir mal fest. Vorhin, als wir beide im Garten standen, da habe ich von Ihnen etwas über einen Zeugen

gehört, der meinen Mann gesehen haben will.«
»Dieser Zeuge hat ihn gesehen!« korrigierte ich sie.
»Ja, ich glaube Ihnen jetzt, denn mein Mann hatte das Haus verlassen. Aber nicht allein, verstehen Sie?« Susanne Müller lächelte falsch und honigsüß.
»Mit ihm«, sagte ich.
»Ja, perfekt, Sinclair. Mit ihm. Und Heinz hat unserem kleinen Freund die Freiheit zurückgegeben.« Sie legte den Kopf schräg. »Begreifen Sie? Er ist frei.«
»Ja, ich fange an.«
»Nein!« schrie sie und stellte den Zylinder ab. Sie kam wieder hoch, rot im Gesicht, aber bestimmt nicht vor Ärger. »Sie begreifen nichts, weil Sie nichts begreifen können. Unser kleiner Gast ist frei, und wenn unser kleiner Gast frei ist, dann will er auch wachsen. Um zu wachsen, muß er sich ernähren, klar…?«
»Weiter.«
»Gern, denn etwas muß ich Ihnen noch sagen. Unser Freund von den Sternen ist Kannibale…«

***

Plötzlich saß meine Kehle zu. Susanne Müller war rot geworden, ich aber wurde bleich und preßte die Lippen hart zusammen. Ich hörte meinen eigenen Herzschlag ziemlich laut und merkte auch, wie sich der Schweiß auf meiner Nackenhaut verdichtete. Das Zimmer kreiste nicht, aber ich kam mir selbst vor, als würde ich über den Boden schweben und nicht auf ihm stehen.
Das letzte Wort echote in meinem Hirn nach.
Kannibale, dachte ich - Kannibale.
»Sie sind so schweigsam, Sinclair?«
»Ja, und es ist kein Wunder.«
»Überrascht, wie?«
»Sie haben da etwas gesagt, das mir nicht gefallen kann. Er ist also Kannibale.«
»Exakt.«
»Er wird sich auch ernähren müssen.«
»Stimmt.«
»Wovon?« Die Frage peitschte aus meinem Mund. Selbst die abgebrühte Frau zuckte zusammen.
Sie fing sich allerdings rasch wieder. »Können Sie sich nicht vorstellen, wovon sich Kannibalen ernähren?«
»Doch, das kann ich. Von Fleisch. Von dem eines Tieres und…«
»Von Menschen!« brüllte sie mir ins Gesicht. »Ja, von Menschen. Aber der Embryo schafft beides. Menschen und Tiere, Sinclair. Wir haben ihn freigelassen. Er ist unterwegs. Raten Sie mal, was in diesem

kleinen Ort bald los sein wird!«
Sie freute sich. Sie wollte, daß ich vor Angst grau wurde, aber da hatte sich Susanne Müller geirrt. Ich blieb sogar ziemlich cool und schaute sie nur an. »Wissen Sie, Frau Müller, es gibt Menschen, die kann so leicht nichts mehr erschüttern.«
»Ach. Dazu gehören Sie?«
»Auch. Ich will damit nicht sagen, daß mich nichts mehr erschüttern kann, aber ich bin auch jemand, der mit ungewöhnlichen Fällen tagtäglich konfrontiert wird. Glauben Sie nicht, daß ich nur zufällig hier erschienen bin. Da steckt schon mehr dahinter.« Ich sah sie allmählich unruhiger werden und fuhr fort. »Noch etwas will ich Ihnen sagen. Dieses UFO-Kind oder dieser außerirdische Embryo wird die Dunkelheit abwarten, denke ich mir. Ich glaube nicht, daß schon etwas passiert ist, aber ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mich aufgeklärt haben, und ich sage Ihnen noch etwas: Ich bin nicht allein gekommen. Es gibt Menschen, die mir zur Seite stehen. Gemeinsam werden wir Ihren Schützling jagen und letztendlich auch vernichten.«
Susanne Müller starrte mich an und versuchte wohl meine Aussage zu bewerten.
Ich stand auf. »Verlassen Sie sich darauf. Wir sehen uns bestimmt noch, Frau Müller. Darauf können Sie sich verlassen.«
Grußlos ging ich zur Tür. Erst als ich das Haus schon fast verlassen hatte, hörte ich ihr wildes, gellendes Lachen. Danach schrie sie die Worte hinter mir her: »Keiner kann uns stoppen, keiner…«
Ich hoffte, daß Sie nicht recht behielt…

***

Der Embryo war frei, und er genoß die Freiheit. Seine halbrunde und noch etwas unförmige Haltung hatte er beibehalten. Er konnte sich nicht verändern, aber er schaffte es, sich auf seinen dünnen Armen und Händen rasch zu bewegen. Er huschte durch die Natur, auf der Suche nach Beute, denn der Hunger hatte ihn überkommen.
Der übergroße Kopf pendelte leicht hin und her, und ebenso bewegten sich die Augen.
Er suchte etwas. Er brauchte Beute, um seinen Hunger zu stillen. Der wühlte in ihm, wurde immer stärker, beherrschte ihn total.
Der Embryo konnte denken. Er konnte folgern. Er verfügte schon über die Macht seines Volkes. Man hatte ihn als Beobachter zurückgelassen, und diese Rechnung war aufgegangen, obwohl es wahnsinnig lange gedauert hatte. Jahre. Aber er kehrte zurück. Die Hörner an seinem Kopf glichen Antennen, die alle Informationen über dieses Volk aufsaugten und verarbeiteten.
Der Embryo lernte schnelle, denn die Informationen wurden ihm einfach zugetragen. Sie schwebten in der Luft. Es waren die Gedanken

der Menschen, die sich ausbreiteten, von ihnen selbst niemals oder nur sehr selten wahrgenommen, für den Embryo sich aber zu Informationen verdichteten, so daß er einiges über die Bewohner des kleinen Ortes erfuhr, ohne sie fragen zu müssen.

Was er wissen mußte, wehte ihm entgegen, und da war er wie ein Schwamm.

Eine Spur hatte er schon aufgenommen. Es war kurz nach seiner Aussetzung gewesen. Da war plötzlich das Mädchen in seiner Nähe gewesen. Am Bach hatte es gespielt, aber es war dann leider schreiend davongelaufen, weil es sich erschreckt hatte.

Der Embryo kannte die Kleine. Die Informationen über sie steckten in seinem kahlen Schädel. Er wußte genau Bescheid. Ihre Ausstrahlung war wie ein unsichtbarer Pfad, dem er nur zu folgen brauchte, um ans Ziel zu gelangen. Das Ziel lag dort, wo die Menschen wohnten. Im Dorf.

Dort mußte er hin. Er wußte auch, daß ein Kind schwach war und sich kaum wehren konnte. Es würde zu einer einfachen Beute werden, die erste Nahrung seit dem langen tiefen Schlaf, in dem er gelegen hatte.

Er huschte weiter. Ein Trippeln, aber die dünnen Beine bewegten sich sehr schnell, so daß er das Tempo eines normal gehenden Menschen beibehielt. Sein Kopf war nach vorn gerichtet. Er pendelte weiter, als wollte sich das Wesen selbst zunicken.

Er lief rascher, als er das Wasser hörte. Er suchte nach einem lebendigen Tier, das er mit den Zähnen zermalmen konnte. Der lange Schweif rutschte hinter ihm her und zuckte einige Male durch die Grashalme, die sich zitternd bewegten.

Vor ihm tauchte ein Abhang auf. Nicht steil, aber etwas rutschig. Er kollerte ihn hinab, hörte dabei das Wasser und landete fast im Bach.

Zumindest blieb er in der nassen Uferregion liegen.

Der Embryo richtete sich auf. Er streckte sich und erreichte gerade mal die Kniehöhe eines erwachsenen Menschen.

Die Augen bewegten sich wie zwei Kugeln. Seine Sensoren auf der Stirn zitterten leicht. Der Embryo spürte genau, daß die Menschen näher gerückt waren. Er sah die Häuser, hörte Stimmen. Die Luft war klar wie Glas. Der Sonnenschein zog sich langsam zurück, und dabei hatte er seine Farbe verändert.

Ein kühler Luftzug strich vom Bach her über ihn hinweg. Es war so, als hätte der Luftzug das Kläffen eines Hundes an seine Ohren geweht. Der Embryo erstarrte.

Ein Tier.

Fleisch, Blut…

Und der Hund mußte ihn ebenfalls aufgespürt haben, denn das Kläffen wurde sehr schnell lauter und bewegte sich auch in seine

Richtung. Es würde nicht mehr lange dauern, dann würde er ihn sehen können.

Das UFO-Kind richtete sich wieder auf. Es konnte besser sehen. Vor ihm, wirklich nicht weit entfernt, bewegte sich das Gras. Es wuchs so hoch, daß es den Hundekörper verdeckte, der da auf ihn zurannte.

Wenig später sah er das braune, glattfellig Etwas, einen Dackel, der in aufgespürt hatte.

Das Bellen donnerte in seinen Ohren. Er mochte das Geräusch nicht, aber in diesem Augenblick liebte er es.

Dann hörte er es nicht mehr.

Der Hund war verstummt. Aber er hielt sich noch in der Nähe auf. Er kratzte über den Boden, er jaulte und spürte, daß der Tod lauerte.

Blitzschnell bewegte sich das skelettierte Wesen vor. Es war wie ein heller Schatten im Gras. Es wußte genau, wo es hinzulaufen hatte - und es sah den Dackel.

Urplötzlich standen sich die beiden gegenüber. Das Wesen aufgerichtet, größer als der Dackel, der mit feuchten Augen auf das Untier schaute und plötzlich ahnte, daß er verloren war.

Er wollte noch fliehen, doch die Drehung schaffte er nicht mehr ganz.

Schon in der ersten Bewegung wurde er gestoppt. Der Embryo war ihm in den Nacken gesprungen. Er hatte sich in dem Fell mit allen vier Klauen festgehakt. Er hockte auf dem Rücken des Hundes, das Maul war weit aufgerissen. Das blieb es auch, als der große Kopf nach vorn zuckte und sich die Zähne in den Nacken des Hundes gruben. Tief und fest.

Der Dackel schrie wie ein Mensch.

Der dritte Biß.

Das Schreien verstummte. Auch die heftigen Bewegungen, mit denen der Hund seinen Feind abschütteln wollte, erlahmten. Etwas knirschte, als der skelettierte Mörder erneut zubiß.

Da war der Hund bereits tot.

Der Embryo hatte gewonnen und konnte endlich seinen Hunger stillen.

Die Zähne waren wie Messer. Sie hackten und sägten zugleich. Der Embryo fraß. Er war unersättlich. Schrecklich anzuhörende Laute hätten bei einem Menschen Widerwillen erzeugt, aber nicht bei diesem außerirdischen Wesen.

Es ließ sich nicht stören, schreckte aber dann trotzdem zusammen, weil es eine Männerstimme hörte.

»Lumpi! Lumpi - wo bist du? Komm her, Lumpi!« Ein scharfer Pfiff war zu hören.

Nur - Lumpi hörte nicht. Der Hund konnte nicht mehr hören, denn er war tot. Zerfetzt von dem Embryo.

Aber das Wesen wurde aufmerksam. Es gefiel ihm nicht, bei der

Nahrungsaufnahme gestört zu werden, aber es wollte sich auch nicht den Menschen zeigen. Das hatte Zeit bis später, wenn es dämmrig oder dunkel war.

Der Mensch kam näher. Er rief ständig nach seinem Hund, und er würde ihn auch finden. So weit wollte es der knochige Embryo nicht kommen lassen. Er hackte sein Gebiß ein letztes Mal in den Hundekörper hinein, riß das Stück Fleisch hervor, machte kehrt und rannte mit dem blutigen Klumpen im Maul davon.

Der Embryo sah den Menschen nicht, der Mensch sah ihn nicht, aber das Wesen hörte den Mann schreien, als er die Reste seines toten Hundes entdeckte.

Da war er aber bereits sehr weit weg…

***

Dieter Fohrmann öffnete die Balkontür seines Arbeitszimmers. Er schaute hinaus in den wilden Garten, den er und seine Frau bewußt so hatten wachsen lassen. Hinter ihm standen Dagmar Hansen und Harry Stahl. Sie hatten seine Tochter nach Hause gebracht, und er hatte sich anhören müssen, was sie durchgemacht hatte.

»Mein Gott«, sagte er, ohne sich umzudrehen, »das ist ja schrecklich. Gut, daß meine Frau für einige Tage zu ihren Verwandten nach Ulm gefahren ist. Hätte sie das gehört, sie wäre verrückt geworden vor Furcht um unsere kleine Julia.«

»Nun ja, es ist nichts passiert«, sagte Dagmar Hansen. »Wie es sich anhörte, haben Sie Ihrer Tochter geglaubt.«

Dieter Fohrmann drehte sich um. Er strich durch seine langen, dunklen Haare. »Jedes Wort.«

»Einfach so?« fragte Stahl verwundert. »Ich meine, es ist zumindest unwahrscheinlich, was Julia da gesehen hat.«

»Ich weiß, daß meine Tochter nicht lügt.«

»Auch nicht bei derartigen Aussagen?«

»Nein.«

»Hm. Und was sagen Sie dazu?«

»Tja.« Der Lehrer stützte sich auf seinem Schreibtisch ab. »Ich kann es mir nicht erklären, aber wenn meine Tochter sag, daß sie diesen Heinz Müller gesehen hat, dann will ich ihr das schon abnehmen, denke ich mir.«

»Ein Toter, der lebt?«

»Das weiß ich nicht, Herr Stahl. Eigentlich ist es unmöglich, müßte man annehmen.«

»Eben.«

»Aber ich dachte mir, daß man sich geirrt hat.«

»Man oder Ihre Tochter?« fragte Dagmar. »Man hat sich geirrt. Heinz ist gar nicht gestorben. Es war alles nur ein Bluff. Es ist falsch

rübergekommen. Vielleicht hat man ihn reanimiert, das gibt es ja.« Der Mann mit den langen Haaren und der blauen Jeans, die er zu dem weißen T-Shirt trug, schaute die beiden Besucher an. »Oder finden Sie nicht?« Harry nickte. »Natürlich gibt es die Reanimation. Nicht nur vereinzelt, würde ich sagen. Man hört viel darüber, man liest es auch immer wieder. Das ist eine Tatsache. Aber wie ich hörte, ist dieser Heinz Müller doch begraben worden.«

»In der Tat.«

»Meinen Sie, daß man einen leeren Sarg begraben hat?«

»Keine Ahnung. Ich weiß es nicht. Es ist in der Tat ein Problem, nur geht es mich nichts an. Ich bin nur froh, daß meiner Tochter nichts passiert ist.« Er holte tief Luft. »Das ist wirklich sehr wichtig, Herr Stahl. Ich muß darüber erst nachdenken. Ich weiß auch nicht, wo sich dieser Heinz Müller jetzt aufhält.«

»Bei seiner Frau sicherlich«, meinte Dagmar.

»Meinen Sie?« Dieter Fohrmann verengte die Augen. Er wußte plötzlich nichts mehr zu sagen.

»Wo sonst?«

»Das weiß ich auch nicht. Er kann sich auch versteckt gehalten haben, sonst hätte ihn meine Tochter ja nicht gesehen. Er läuft in der freien Natur herum und…«

»Er wird sicherlich auch hier in den Ort kommen.«

»Und dann?«

»Das wissen wir leider nicht«, sagte Dagmar.

Dieter Fohrmann schüttelte den Kopf. »Jetzt, wo ich Bescheid weiß und es begreifen müßte, ist es mir trotzdem unverständlich. Ich komme einfach nicht darüber hinweg. Ich kann es nicht fassen.« Er schlug sich selbst gegen die Stirn. »Das ist unglaublich…« Er stieß den Atem aus.

»Aber ich bin Ihnen auch dankbar für alles, was Sie meiner Tochter getan haben. Ehrlich.«

»Es war Zufall«, sagte Dagmar. »Danken Sie dem Himmel, daß wir vorbeigekommen sind. Ihre Tochter war völlig verstört. Sie konnte kaum fassen, was ihr da widerfahren ist. Sie hat den Schock fürs Leben bekommen, denn ein Kind reagiert immer anders als ein erwachsener Mensch. Und einen Mann zu treffen, der tot und begraben ist, das ist nicht so leicht zu verkraften.«

»Finde ich auch.« Fohrmann rieb seine Augen. Er wußte nicht mehr, was er noch sagen sollte, und das merkten auch seine beiden Besucher.

Harry nickte der Kollegin unmerklich zu.

»Dann dürfen wir uns jetzt von Ihnen verabschieden«, sagte Dagmar Hansen.

Der Kopf des Lehrers ruckte hoch, als wäre er aus einer tiefen

Lethargie erwacht. »Ja, ich meine…« Er suchte nach Worten und räusperte sich.

»Wenn Sie wollen.«

»Wir werden uns sicherlich noch sehen.« Sie reichte dem Lehrer die Hand, bekam etwas von dessen Schweiß mit und wischte ihre Handfläche ab.

Auch Harry Stahl verabschiedete sich. Obwohl sie nicht darüber gesprochen hatten, waren doch beide froh, das Haus des Lehrers verlassen zu können.

Auf der Straße und etwas geblendet von der tief stehenden Sonne, schüttelte Dagmar den Kopf. »Weißt du was, Harry?«

»Nein, wieso?«

»Später.« Sie hatte gesehen, daß Fohrmann am Fenster stand und sie beobachtete. Nachdem sich die beiden einige Meter vom Haus entfernt hatten, nahm sie den Faden wieder auf. »Ich weiß nicht, wie es dir geht, Harry, aber ich habe ein seltsames Gefühl.«

»Inwiefern?«

Dagmar blickte ihn während des Gehens kurz an. »Ich kann mir nicht helfen, aber ich glaube ihm nicht.«

»Stimmt.«

»Ach, du auch nicht?«

»Nein. Dieser Lehrer hat meiner Ansicht nach seinen Beruf verfehlt. Er hätte Schauspieler werden sollen. In dieser Rolle wäre er sicherlich besser gewesen.«

Sie lächelte knapp. »Dann habe ich mich nicht getäuscht. Aber wer weiß, warum er nicht gesagt hat, was er noch alles vorhat. Das würde mich interessieren.«

»Erst einmal interessiert mich, wie es John bei dieser Susanne Müller ergangen ist. Er wird uns sicherlich sagen können, wie man sich als Zombie-Witwe fühlt…«

***

Fohrmann stöhnte. Er stand am Fenster, hielt die Hände zu Fäusten geballt.

Er schaute den beiden nach, sah sie zwar, aber der innere Zustand sorge bei ihm für eine Verzerrung des Blickwinkels, denn er sah die beiden wie Schatten. Daß sie noch einmal zurückschauten, gefiel ihm nicht, er tauchte schnell unter, ging durch den Wohnraum und spürte die Fingernägel, die sich in seine Handballen drückten. Er ging zum Zimmer seiner Tochter und blieb auf der Türschwelle stehen.

Julia lag im Bett. Die Arme hatte sie unter ihrem Kopf verschränkt. Die Augen standen offen. Sie starrte an die Decke und sah so aus, als wären ihre Gedanken ganz woanders, jedenfalls nicht in dieser Welt.

Dieter Fohrmann trat an ihr Bett. Er beugte sich nach vorn, lächelte.

Julia erwiderte das Lächeln nicht, aber sie hatte ihren Vater bemerkt und flüsterte: »Ich habe einen Toten gesehen, Vati. Ja, ich habe ihn gesehen. Er war doch tot.«

»Das weiß man nicht, Kind.«

So leicht ließ sich Julia nicht abschütteln. »Aber ihr habt ihn doch begraben.«

Der Lehrer hob nur die Schultern, weil er ratlos war.

»Stimmt das denn nicht?«

»Julia, ich kann dir nicht sagen, wen oder was wir begraben haben…«

»Glaubst du mir denn?«

Dieter Fohrmann kam um eine Antwort herum, denn das Telefon klingelte.

Es stand im Wohnzimmer. Er entschuldigte sich bei seiner Tochter und ging hin.

Den Hörer hatte er kaum in Ohrhöhe gebracht, als er die scharf klingende Stimme der Susanne Müller hörte. »Heinz ist tot - endgültig. Verstehst du? Jemand hat ihn regelrecht vernichtet.«

Fohrmann war sprachlos.

»Warum sagst du nichts?« bellte die Frau in den Hörer.

»Weil ich - ich meine, ich bin völlig von der Rolle. Hast du nicht gesagt, daß er so gut wie unbesiegbar ist?«

»Das dachte ich auch. Aber der Hundesohn, der ihn gekillt hat, muß etwas Besonderes sein. Er stammt aus England, ist nicht einmal Deutscher und hat sich hier eingemischt. Er hat sich zwar nicht offenbart, aber ich werde den Eindruck nicht los, daß er verdammt gut Bescheid gewußt hat. Wir müssen aufpassen.«

Fohrmann schwitzte plötzlich. »Ich hatte auch Besuch«, sagte er sehr leise.

Susanne Müller hatte ihn trotzdem verstanden. »Von wem?«

»Einer Frau und einem Mann.« Er nannte die Namen.

»Kenne ich nicht. Arbeiten sie denn mit Sinclair zusammen?«

»Da habe ich keine Ahnung. Wir sprachen nicht darüber.«

»Gut, gut.« Sie atmete schnell. »Und wie hast du dich verhalten, Dieter?«

»Ich habe gut geschauspielert, aber es ist meine Tochter gewesen, die Heinz gesehen hat.«

»Sie?« kreischte Susanne los, daß dem Mann die Ohren schmerzten.

»Dann war sie die Zeugin.«

»Kann sein - ja, schon. Aber warum schreist du denn so los? Ist das so schlimm?«

»Und wie. Aber wir können es nicht ändern, und ich will es dir auch nicht erklären. Nicht am Telefon, sondern bei mir.«

»Das heißt, daß ich kommen soll?«

»Ja.«
»Wann?«
»Sofort. Die anderen wissen schon Bescheid. Du bist der letzte, den ich angerufen habe.«
»Gut«, murmelte der Mann. »Gut, ich sehe ein, daß wir für die Zukunft planen müssen.«
Sie lachte scharf in den Hörer. »Zukunft ist gut. Nicht nur für die Zukunft. Ich denke eher an die nächsten Stunden. Da muß unser Plan stehen, und wir können es uns nicht leisten, daß irgendwelche Typen hier herumschnüffeln und alles zerstören. Unser Freund ist unterwegs. Er hat Hunger - du verstehst?«
Wieder erschrak der Lehrer zutiefst. Er hörte, wie sein Herz schneller schlug. Plötzlich dachte er an seine Tochter, die außerhalb des Ortes spielen gewesen war. Wie schnell hätte sie dem Embryo in die Arme laufen können!
»Was ist, warum schweigst du?«
»Ich komme dann.«
»Beeil dich.«
»Bis gleich.« Er legte auf und zitterte. Zum erstenmal stellte er bei sich eine Art von Widerwillen fest und spürte auch das Gefühl der Furcht und die Anbahnung einer Niederlage, die in ihm hochstieg. Er wußte nicht, ob alles noch so laufen würde, wie es sich die Gruppe vorgestellt hatte.
Er würde zu Susanne gehen. Das mußte er einfach. Er wollte auch hören, was die anderen sagten.
Zuvor besuchte er noch seine Tochter. Diesmal blieb er an der Tür stehen, wie jemand, der gleich flüchten wollte. »Ich muß noch mal weg, Julia.«
»Ehrlich?«
»Es dauert nicht lange.«
»Und wenn dieser Heinz Müller kommt?« Sie richtete sich auf und blieb im Bett sitzen.
»Er wird nicht mehr kommen.«
»Woher weißt du das?«
Dieter hob zwei Finger. »Ich verspreche es dir, Julia.«
»Danke, Vati. Jetzt glaube ich dir.« Die plötzliche Erleichterung verschwand rasch wieder. »Wo willst du denn hin?«
»Nur kurz zu Frau Müller.«
Das Kind erschrak. »Aber der Mann ist…«
»Nicht mehr am Leben, Kleine. Irgendwo muß sie auch von uns getröstet werden.« Er warf ihr eine Kußhand zu. »Wir sehen uns noch vor dem Dunkelwerden.«
»Versprochen?«
»Indianer-Ehrenwort.«

»Gut, dann warte ich.«

Dieter Fohrmann zog sich zurück. Und er hatte ein verdammt schlechtes Gewissen…

***

Als ich den Treffpunkt am Rathaus erreichte, hatten Dagmar Hansen und Harry Stahl bereits ihre Plätze eingenommen. Sie saßen am letzten Tisch und tranken Wein, den sie allerdings mit etwas Wasser zu einer Schorle verdünnten.

»Spät kommt er, aber er kommt«, sagte Harry. »Setz dich, alter Geisterjäger.«

Ich ließ mich auf den Stuhl fallen, hatte Glück, weil die Bedienung vorbeikam, und bestellte bei ihr ein mittelgroßes Bier.

»Sehr froh siehst du nicht aus«, stellte Dagmar fest.

Ich grinste schief. »Das hat auch seinen Grund.«

»Dann erzähl du als erster.«

Die beiden bekamen von mir einen kurzen, aber sehr prägnanten Bericht.

Ich ließ die unwesentlichen Dinge weg, wobei ich zwischenzeitlich ein Bier bekam, und berichtete natürlich auch von den Absichten der Vierergruppe, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, in diesem kleinen Ort so etwas wie den Nabel einer neuen Welt zu installieren. Hier hatte dann die Menschheit den großen Sprung getan. »Und den Namen Fohrmann«, fügte ich noch hinzu, »hat die Person auch erwähnt.«

»Verdammt!« flüsterte Harry, als er seine Kollegin anschaute. »Denen haben wir beide nicht getraut.«

»Stimmt, ihr seid ja dort gewesen.« Ich löschte meinen Durst mit einem Schluck Bier.

»Ja, das waren wir«, sagte Dagmar leise. »Wir haben nur Dieter Fohrmann angetroffen. Er ist Lehrer. Natürlich zeigte er sich überrascht oder bestürzt, keine Frage. Aber Harry und ich kamen uns doch ein wenig an der Nase herumgeführt vor.«

»Warum?«

»Wie soll ich sagen?« Dagmar hob die Schultern. »Wir haben ihm nicht geglaubt.«

»Das ist ein Hammer«, gab ich zu.

»Schließlich ging es um die eigene Tochter.«

»Moment, John, da muß man unterscheiden. Um sie hat er sich schon gefürchtet, aber er schien vom Auftauchen dieses toten Heinz Müller nicht so überrascht zu sein. Er wurde eher nachdenklich.«

»Habt ihr denn auch über diesen Embryo mit ihm gesprochen?«

»Nein, bewahre.«

»Für wen hältst du uns«, sagte auch Harry. »Jedenfalls sind wir der Meinung, daß Fohrmann mehr weiß, und das sollten wir ausnutzen.«

Er stemmte seine Hände auf die Lehnen und tat so, als wollte er im nächsten Moment aufstehen.

Ich winkte die Bedienung herbei. Es war eine ältere Frau, die nur nickte, als sie hörte, daß wir zahlen wollten. Die Rechnung übernahm ich. Die Frau klemmte eine Brille auf die Nase und addierte auf einem schmalen Zettel. »Sie sind neu hier, wie? Zu Besuch?«

»Mehr auf der Durchreise«, sagte Harry.

Die Kellnerin lächelte. »Ein herrlicher Flecken Erde, wirklich. Ich weiß gar nicht, warum die Leute immer ins Ausland fahren, wo Deutschland doch so schön ist.«

»Aber nicht so sonnig.«

»Was macht das schon? Regen muß auch sein. Der Wechsel ist gut. Regen und Sonne gehören zusammen wie Tag und Nacht. Ich freue mich, wenn es auch mal richtig gießt.«

»Da haben Sie recht«, stimmte ich ihr zu und beglich den Betrag, zu dem ich noch ein Trinkgeld legte, über das sich die Kellnerin freute.

»Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen noch einige Tips geben, was Ausflugsziele angeht, die Sie hier in der Umgebung finden können.«

»Dazu werden wir wohl keine Zeit haben, fürchte ich. Trotzdem, haben Sie vielen Dank.«

»Gern geschehen. Schönen Tag noch.«

»Gleichfalls.«

Dieses kleine Erlebnis hatte zumindest mir wieder einmal gezeigt, daß es noch andere Dinge im Leben gab, als sich auf die Jagd nach irgendwelchen Geistern und Dämonen zu begeben. Schon wenig später hatte mich die Realität eingeholt, denn da dachten wir wieder an Julia Fohrmann und auch daran, daß wir uns beeilen mußten…

***

Julia saß auf der Bettkante. Sie hatte diese Haltung eingenommen, kaum daß ihr Vater das Haus verlassen hatte. Wenn sie ehrlich gegen sich selbst war, gefiel es ihr ganz und gar nicht, allein zurückbleiben zu müssen. Nicht daß sie Angst gehabt hätte, nein, das auf keinen Fall, in diesem Haus hatte sich das Kind immer sicher gefühlt, aber dieser angeblich tote Heinz Müller wollte ihr nicht aus dem Kopf. Da konnten die Leute sagen, was sie wollten, hin und her reden, sie auslachen, aber sie hatte ihn gesehen. Sie war davon fest überzeugt gewesen, daß nur er es gewesen sein konnte.

Ein Toter, der lebte. Ihre Phantasie trieb nicht derartige Blüten, daß sie sich irgendwelche Horror-Szenarien vorgestellt hätte, wie sich die Erde auf einem Grab plötzlich bewegte und den in ihr liegenden Toten entließ.

So weit dachte sie nicht. Ihre Gedanken drehten sich um ganz andere Dinge.

Heinz Müller lebte. Und wenn er lebte, dann war er nicht tot. Dann hatten die Leute, auch ihre Eltern, einen anderen beerdigt als diesen Heinz Müller. Warum nur?

Der Gedanke bereitete ihr Probleme. Warum beerdigte man einen Falschen, ohne es zu bemerken.

Julia hielt es auf der Bettkante nicht mehr aus und stand auf. Sie ging bis zum Fenster und blieb dort stehen. Sie konnte in den Garten schauen, den ihr Vater immer stolz als Biogarten bezeichnete. Das glaubte Julia nicht so ganz. Ihrer Ansicht nach hatte er einfach keine Lust, sich um den Garten zu kümmern. Er war zu faul, und deshalb ließ er alles wachsen und erzählte von seinem Biotop. Ganz schön raffiniert, der Pauker, dachte das Kind.

Sie sah die Obstbäume. Die Kirschen hatten sie schon längst gepflückt.

Bald würden die Birnen und Äpfel reif sein, und auch die Pflaumen schimmerten schon dunkler als noch vor wenigen Wochen. Der Sommer stand in hoher Blüte, aber die Ferien würden nicht mehr lange dauern, dann begann der Herbst. Der Winter würde folgen, den Julia nicht besonders mochte. Im letzten Jahr war es irrsinnig kalt gewesen. Frost bist tief in den April, das lähmte ihre Lebensfreude.

Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, weil sie den Pfad an der linken Seite sehen wollte. Dort spielten oft Freundinnen aus der Nachbarschaft.

Heute waren sie nicht da.

Julia fühlte sich allein. Sie mochte auch das Haus nicht mehr, denn es war so still. Ihre Mutter würde noch zwei Tage in Ulm bleiben. So lange war sie mit ihrem Vater allein. Abends war er zumeist noch unterwegs.

Zu Sitzungen des Gemeinderates, sagte er. Aber das glaubte Julia nicht.

Das wäre dann beim Bürgermeister im Rathaus gewesen, nicht bei dieser Susanne Müller.

Julia mochte sie nicht. Zwar war sie zu ihr immer freundlich gewesen, doch das kam ihr sehr unnatürlich vor. Das war nicht echt. In Wirklichkeit hätte Susanne sie lieber von hinten gesehen.

Und Witwe ist sie auch nicht mehr, dachte Julia. Ich habe ihren Mann gesehen, und sie dachte daran, welche Angst ihr dieser Anblick eingeflößt hatte. So eine schlimme Furcht hatte sie noch nie in ihrem Leben durchlitten. Sie konnte sich zumindest nicht daran erinnern. Wären die netten Leute nicht gekommen, hätte Müller sie sogar noch entdeckt.

Ob er noch immer unterwegs war?

Julia schüttelte sich bei diesem Gedanken. Sie warf einen Blick auf die gespreizten Hände und entdeckte die Gänsehaut auf der

Oberfläche. Ein Beweis für ihre Angst.

Ausgerechnet jetzt war ihr Vater nicht da. Sie hätte gern mit ihm darüber gesprochen. Manchmal war er richtig lieb, da fand er dann immer die Worte, die wichtig waren.

Sie schüttelte sich und wollte weinen. In der letzten Zeit war ihr Vater so komisch geworden. Viel ruhiger als sonst. Er hatte zwar mit ihr gesprochen, aber nicht mehr so nett wie sonst. Immer in einem ernsteren Tonfall.

Er war ihr auch ausgewichen, als hätte er ein Geheimnis, worüber er mit niemandem reden konnte.

Das mußte sich ändern. Julia wollte mit ihrer Mutter darüber sprechen, wenn diese wieder aus Ulm zurück war. Da mußte sich einfach etwas ändern, das war für sie wichtig.

Wieder blickte sie in den Garten. Diesmal auf die Wiese, auf der zahlreiche Sommerblumen standen. Daneben schwankten die Sonnenblumen im leichten Wind, die tatsächlich wie kleine Sonnen leuchteten.

Und dort bewegte sich etwas.

Julia vergaß ihre trüben Gedanken, denn die Bewegung hielt sie schon in ihrem Bann, weil es eigentlich unnatürlich war, daß so etwas im Garten geschah.

Ein Hund war es nicht.

Einen Hund besaßen sie auch nicht, obwohl sich Julia immer einen gewünscht hatte. Bisher hatte man sie immer vertröstet. Auch eine Katze schlich nicht durch den Garten. Was sie da nahe der Sonnenblumen sah, war etwas anderes.

Leider konnte sie es nicht genau erkennen. Julia wußte sich zu helfen.

Eine Fußbank stand in Reichweite. Sie holte sie herbei und stellte sich darauf. Jetzt war ihre Sicht besser. Julia konnte die Umgebung bei den Sonnenblumen gut überblicken.

Da war noch immer jemand.

Die Blumen schwankten plötzlich stärker. Das Tier schien sich durch die Lücken zu schieben.

Ein komisches Tier war das.

So etwas hatte das Mädchen noch nie gesehen. Es war auch deshalb zu erkennen, weil es sich in seiner Farbe recht gut abhob. Da war der grüne Rasen und das seltsame Tier war hellgelb.

Es kam vor.

Als es die Deckung verlassen hatte, riß Julia den Mund auf, ohne allerdings zu schreien. Sie war regelrecht erstarrt. Auf ihrer Fußbank kam sie sich wie festgeleimt vor. Selbst wenn sie es gewollt hätte, es wäre ihr nicht möglich gewesen, sie zu verlassen, weil der Anblick sie einfach zu stark in seinen Bann gezogen hatte.

Sofort wußte sie, daß sie in ihrem Garten kein normales Tier gesehen hatte. Weder Katze, Hund, Rehkitz, wie es schon einmal vorgekommen, noch einen Fuchs.

Das war kein Tier, das war schon ein Ding aus Knochen, und es bewegte sich.

Lange Arme und Beine. Ein knochiger Oberkörper, ein übergroßer Kopf, der beim Gehen nach vorn pendelte, als wollte er nicht aufhören zu nicken. Krallen an den Händen, dazu einen langen Schwanz, der ebenfalls aus Knorpeln und kleinen Knochen bestand und beim Gehen durch das Gras schleifte, als wollte er die Halme peitschen.

Julia konnte sich von diesem Anblick nicht lösen. Mit dem normalen Wissen einer Zehnjährigen schaute sie sich dieses Wesen an. Dabei kamen ihr die Geschichten in den Sinn, die sie oft genug am Abend gelesen hatte.

Märchen aus vielen Ländern, in denen es oft unheimliche Gestalten gab, die den Menschen Angst machten. Auch von Gerippen war darin zu lesen gewesen, und genau dieser Ausdruck paßte zu dem Ding da draußen im Garten. Es war ein lebendes Gerippe.

Warum ihr ausgerechnet jetzt wieder dieser Heinz Müller in den Sinn kam, konnte sie nicht so recht sagen. Vielleicht weil alle damit gerechnet hatten, daß er tot war und trotzdem nicht gestorben war. Er war durch die Gegend gelaufen, und auch dieses Gerippe lief durch ihren Garten wie etwas, das es nicht geben durfte.

Aber es war da. Es war nur einige Meter von Julia entfernt. Sie bildete ihn sich nicht ein. Den gab es wirklich. Er war ein furchtbares Wesen, zwar klein, aber er sorgte doch für eine tiefe Angst, die sich in ihr ausbreitete.

Und das Ding kam auf das Haus zu.

Auf ihr Fenster sogar.

Julia wurde nervös. Der knochige Körper hatte sich jetzt gedreht. Es war für sie nicht zu erklären, aber sie irrte sich auch nicht, denn die Augen waren nicht leer. Darin schwamm etwas, das bei jeder Bewegung wie Pudding schwappte, als wollte es die Höhlen verlassen, was aber nicht geschah. Es blieb in den Augen. Es war die Masse, die dafür sorgte, daß dieses Ding auch sah.

Und seine komischen Fühler tanzten und zuckten. Sie bewegten sich in eine bestimmte Richtung.

Das war das Haus.

Julias Mund zuckte. Sie biß sich auf die Unterlippe. Die kleinen Hände hatte sie zu Fäusten geballt. Am liebsten hätte sie geschrien und wäre weggelaufen, aber sie konnte sich einfach nicht bewegen. Etwas sorgte dafür, daß sie stehenbleiben mußte.

Und das Ding ging weiter.

Es schlich durch das Gras und hüpfte über einen alten Zweig, den

niemand weggeräumt hatte. Der Kopf pendelte, die Augen glotzten auf das Haus, und plötzlich hatte Julia das Gefühl, von ihnen angestarrt zu werden.

Böse Augen!

Augen, die eigentlich keine waren. Zumindest kannte Julia diese pupillenlosen Dinger nicht.

Es schlich näher. Meter für Meter. Der Rasen stellte kein Hindernis dar.

Einmal richtete sich das Ding auf dem Weg zum Haus sogar für einen Moment auf. Da konnte Julia seine wahre Größe erkennen. Wieder erschrak sie, denn mit den ausgestreckten Armen war es fast so groß wie sie. Sehr deutlich sah sie sogar die gekrümmten Finger, die sich bewegten, als wollten sie das Greifen üben.

Das Kind blies seinen warmen Atem gegen die Scheibe, wo das Glas beschlug. Ein weiterer Atemzug sorgte für eine größere Fläche und nahm Julia die Sicht.

Sie schaffte es endlich, sich zu bewegen und die Scheibe wieder blank zu wischen.

Dann starrte sie in den Garten.

Das Wesen war weg!

Julia konnte es zunächst nicht glauben, und sie schüttelte den Kopf.

Doch es blieb dabei. Das Wesen war verschwunden. Entweder war es geflohen, oder es hatte sich irgendwo verkrochen, so genau konnte sie das nicht sagen. Wollte sie auch nicht. Nur wunderte sie sich schon, daß sie sich darüber nicht freuen konnte oder zumindest erleichtert war. Ihre Angst war umsonst gewesen. Nichts zu sehen. Alles war so gut, so wunderbar. Sie konnte aufatmen.

»Du bist nicht weg!« Auf einmal konnte sie wieder sprechen. »Du bist nicht weg. Du bist noch da. Das weiß ich.« Sie stellte sich trotz der Fußbank auf die Zehenspitzen und verrenkte sich sogar, um den Garten voll überblicken zu können.

Nichts zu sehen.

Beruhigt war Julia trotzdem nicht. Das Ding konnte auch an der Hauswand entlanggelaufen sein, wo sie es nicht sehen konnte. Vielleicht wollte es durch die Vordertür rein.

Ihr kleines Herz schlug viel schneller als gewöhnlich. Auf der Fußbank stehend zitterte sie. Ihre Haut fühlte sich naß und klebrig an. Die Angst war noch immer da. Sie würde auch bleiben, sie würde…

Da war der Schatten!

Zuerst nur er, und es berührte die Scheibe von unten, wo er nicht blieb, denn er stieg in die Höhe.

Kein dunkler Schatten wie ein Gewächs der Nacht, sondern ein heller, mit gewissen Ausmaßen. Das Kind wurde an einen übergroßen Hummer erinnert, er an der Hauswand in die Höhe gekrochen war

und jetzt auf der Fensterbank hockte.

Sie fror ein und hatte Angst. Es war kein Hummer. Es war das Ding, das sich beim Hochklettern an der Wand festgekrallt haben mußte.

Julia starrte es an. Die fremden Augen sah sie jetzt viel deutlicher, denn nur die Scheibe trennte die beiden, und sie bildete so gut wie kein Hindernis.

Keine menschlichen Augen, sondern »Sehwerkzeuge«, die aus irgendeiner dichten und puddingartigen Masse bestanden. Sie war auch nicht ruhig. Sie zitterte und bewegte sich. Jetzt, aus der unmittelbaren Nähe, da sah das Kind auch, daß sich die Masse aus zahlreichen kleinen Teilen zusammensetzte wie ein Puzzle. Winzige Facetten, mit denen dieses Wesen aber ganz gut sehen konnte.

Noch hockte es geduckt auf der Fensterbank. Julia kriegte jede Bewegung mit, da sich zur Zeit keine Blumenkästen darauf befanden.

Und wieder richtete es sich auf.

Das geschah recht langsam. Es wollte Julia zeigen, wozu es in der Lage war. Es streckte sich dabei so geschmeidig wie ein Hund oder eine Katze.

Nichts hörte das Kind. Kein Knacken irgendwelcher Knochen. Kein Reißen, aber es kratzte von außen her über die Scheibe hinweg. Und die Geräusche der über das Glas fahrenden Krallen brachte Julia beinahe um den Verstand.

Sie wäre gern geflohen, was sie jedoch nicht schaffte. Der Anblick nagelte sie fest. Sie hatte längst feuchte Hände bekommen, ihr kleines Herz schlug noch schneller, und das Ding da draußen streckte seinen Körper immer weiter in die Höhe.

Es stand nur mehr auf seinen Hinterbeinen, und das fremde Ding traf keinerlei Anstalten, den Platz auf der Fensterbank zu verlassen, obwohl er recht schmal war. Mit den Hinterbeinen stemmte es sich ab. Die Krallen schabten über das Glas hinweg. Für Julia hörten sich die Geräusche schrecklich an. Sie befürchtete, daß die Scheibe jeden Augenblick zerspringen konnte.

Das trat zum Glück nicht ein - noch nicht…

Julia atmete heftig. Und wieder beschlug die Scheibe, aber dahinter sah sie die Gestalt.

Und sie hörte das Reißen im Glas. Schaute genauer hin. Der erste Riß war entstanden. Hervorgerufen durch die verdammte Kralle.

Das Wesen kam.

Es Wollte sie holen.

Julia schrie.

Und in ihren Schrei hinein wehte der Klang der Türglocke…

***

Wir hatten das Haus des Lehrers erreicht und geklingelt. Bevor das

Mädchen öffnete, hatten wir Zeit für einen kurzen Rundblick. Ich hatte schon gepflegtere Gärten gesehen, besonders hier im Schwabenland, aber dieser Lehrer schien alternativ zu leben und ließ alles so wachsen, ohne regulierend in die Natur einzugreifen. Der Vorgarten sah entsprechend aus. Wahrscheinlieh war der Garten hinter dem Haus noch wilder.

Geöffnet wurde uns zunächst nicht.

Das gefiel meinen beiden Begleitern nicht. Sie schüttelten die Köpfe, und es war vor allen Dingen Harry Stahl, der eine leise Verwünschung durch die Zähne schickte, bevor er es noch einmal probierte.

Diesmal länger. »Wenn sie eingeschlafen ist«, sagte er, »wird sie jetzt bestimmt wach.«

»Kann es nicht sein, daß Fohrmann seine Tochter eingesperrt hat, da sie ja eine Zeugin ist?« fragte ich. Den Weg über hatte ich mir schon Gedanken gemacht, sie aber erst jetzt ausgesprochen.

»Das will ich nicht hoffen!« erwiderte Stahl.

»Seid mal ruhig.« Dagmar hatte etwas gehört. Sie drängte Harry zur Seite und legte das Ohr gegen die Tür. Lange brauchte sie nicht zu lauschen. »Da kommt jemand!« flüsterte sie. »Ziemlich schnell sogar. Ich denke mir, daß es Julia ist.«

Uns fiel ein Stein vom Herzen, der im nächsten Moment wieder in die Höhe schnellte, als wir Julia sahen, die die Tür aufgerissen hatte. Sie zitterte, sie weinte, sie wollte sprechen, aber sie kam nicht dazu, denn sie mußte etwas Schreckliches erlebt haben.

Zum Glück stand Dagmar nahe bei ihr. Sie konnte sich sofort um das Kind kümmern, war mit einem Schritt im Haus, bückte sich und umfaßte das Mädchen.

»Julia, mein kleiner Schatz, was ist denn geschehen?«

Das Kind wollte reden, nur fand es nicht die richtigen Worte und verschluckte sich mehrmals.

Auch Harry und ich hatten es draußen nicht länger ausgehalten und waren in das Haus gegangen. Wir standen in einem Flur, er mit dunklen Möbeln eingerichtet worden war. Hier herrschte eine entsprechende Enge. Außerdem sahen wir noch einige Kübel, aus denen Blumen hervorschauten.

Wir gingen weiter vor. Das Haus war offen. Es gab keine Tür, wir konnten den Wohnraum betreten, wo die Möbel ebenfalls dunkel waren.

Der helle Teppich hob sich deutlich davon ab.

Der Blick fiel in den verwilderten Garten hinter dem Haus, aber nichts war zu entdecken, was die kleine Julia so erschreckt haben konnte.

Auch ihren Vater sahen wir nicht. Wenn er dagewesen wäre, hätte er uns hören müssen, aber Dieter Fohrmann ließ sich nicht blicken.

Harry blieb im Wohnraum, wo er sich mißtrauisch umsah. Ich ging wieder zurück und blieb neben der Treppe stehen.

Ein ungutes Gefühl hatte mich beschlichen. Hier war etwas anderes geschehen, obwohl ich nichts sah, und das wiederum paßte mir überhaupt nicht. Ich fühlte mich unwohl, über meinen Rücken hinweg rieselte die Kälte, und dann hörten Harry und ich Dagmars Stimme, die ziemlich gestreßt klang. »Da ist was im Kinderzimmer gewesen.«

»Wo liegt es.«

Sie wies nach vorn, aber es war nicht mehr nötig, denn Julia hatte sich entschlossen, mit uns zu gehen. Dagmars Hand ließ sie nicht mehr los.

Die Erwachsene hatte Mühe, mit dem Kind Schritt zu halten.

Die Tür zum Kinderzimmer war nicht geschlossen. Julia zerrte ihr neue Freundin über die Schwelle und deutete auf das Fenster. »Da, da ist es gewesen.«

»Wer war dort?«

»Das Ding!«

Endlich hatten auch wir es erfahren und wurden beide bleich. Harry und ich rissen das Fenster auf, schauten in den Garten hinein, in dem sich nichts bewegte. Zumindest nichts Fremdes. Nur der Wind strich über das Gras und kämmte die Halme.

Wir drehten uns wieder um. Julia stand vor Dagmar, die auf der Bettkante saß. Das Mädchen wischte sich die Tränen aus den Augen, putzte sich die Nase und redete sich die Angst von der Seele. Keiner von uns unterbrach die Kleine. So erfuhren wir, was sich in diesem Garten abgespielt und was Julia einen so großen Schrecken versetzt hatte.

Ohne daß Dagmar sie hätte fragen müssen, beschrieb sie uns dieses Wesen, und ihre Beschreibung traf eben haargenau auf den UFOBastard zu. Er war also unterwegs, und er hatte sogar ein Ziel gehabt, eben das Haus des Lehrers, wo auch Julia wohnte.

»Das kann kein Zufall sein«, sagte Dagmar, als sich Julia in ihre Arme geflüchtet hatte und davon redete, daß sie zu ihrer Mutter wollte.

Wir stimmten ihr zu, ohne über die Gründe dieses Besuchs zu spekulieren.

»Ihr solltet auch mal das Fenster genau betrachten«, riet Dagmar. »Julia hat davon gesprochen, daß der Besucher die Scheibe zerkratzt hat. Da müßten also Spuren zu sehen sein.«

Harry und ich gingen hin. Beim raschen Öffnen des Fensters war uns nichts aufgefallen. Wir untersuchten die Scheibe näher und brauchten wirklich nicht lange zu schauen, denn die Streifen an der Außenseite des Glases waren nicht zu übersehen.

Krallen hatten sie hinterlassen.

Ein Streifen war besonders dick. Er zog sich von oben nach unten.

Demnach mußte sich das Wesen aufgerichtet haben, aber jetzt war es verschwunden.

»Es ist unterwegs«, sagte Harry leise. »Und das gefällt mir gar nicht, wenn ich daran denke, wer und was ihm noch alles über den Weg laufen kann. Dann greift es willkürlich an.«

»Oder auch nicht«, sagte ich.

»Wieso?«

»Ich habe da meine eigene Theorie. Ich könnte mir vorstellen, daß es eine bestimmte Person besuchen will und diesen Abstecher nur gemacht hat, weil Julia einen gewissen Heinz Müller entdeckte, der ja tot sein soll.«

»Du meinst, daß es einen Zeugen aus dem Weg räumen wollte?«

»So ähnlich.«

»Kann natürlich sein. Aber wo steckt Julias Vater?«

»Danach werden wir sie gleich fragen.« Ich hoffte, daß sie in der Lage war, uns eine Antwort zu geben, und ich hoffte auch, daß sie eingeweiht worden war.

Sie hatte sich neben Dagmar gesetzt, die sie schützte, denn Harrys Partnerin hatte der Kleinen einen Arm um die Schultern gelegt. Dagmar nickte uns beruhigend zu. Sie wußte, daß wir Fragen hatten, und sie deutete ihr Einverständnis an.

Ich fiel nicht mit der Tür ins Haus und erklärte Julia, daß dieses Wesen verschwunden war.

Sie nickte nur und fragte nicht, ob es zurückkehren würde.

»Du jedenfalls brauchst keine Angst zu haben, aber wenn du nicht allein hier im Haus bleiben möchtest, können wir das alle verstehen. Das kannst du mir glauben.«

»Hier habe ich Angst.«

»Kann ich mir denken. Deine Mutter ist nicht da, aber vielleicht kannst du zu einer Freundin gehen und dort auf deinen Vater warten. Der ist doch auch nicht so - oder?«

»Nein.«

»Weißt du, wo er ist?«

Sie nickte. »Er ist nur kurz weggegangen, und er wollte nicht lange bleiben, hat er mir gesagt.«

»Weißt du denn, wohin er gehen wollte?«

»Ja, zu dieser Frau.«

»Welche?«

Julia zog einen Flunsch. Ich sah ihr an, daß sie die Frau nicht mochte.

Ich hatte auch einen bestimmten Verdacht, sprach ihn allerdings nicht aus und wartete auf Julias Antwort. »Die Frau mag ich nicht, aber Vati wollte hin.«

Jetzt fragte ich sie direkt. »Ist es Susanne Müller?«

»Ja, ja, das ist sie.« Julia gab mir die Antwort, ohne den Kopf zu heben.

»Es ist wirklich Susanne Müller, zu der er gegangen ist. Von ihr habe ich ja den Mann gesehen und…«

»Schon gut, Julia, du brauchst wirklich keine Angst zu haben. Ich denke nicht, daß das Wesen noch einmal zurückkehren wird. Aber trotzdem solltest du zu einer Freundin gehen.«

»Mach ich auch.«

»Wo wohnt sie?«

»Gleich gegenüber.«

»Dann bringen wir dich hin«, sagte Dagmar und erhob sich. Auch Julia stand auf. Wie selbstverständlich umfaßte sie Dagmars Hand und sprach von ihrer Mutter.

»Wir warten vor dem Haus hier«, sagte Harry noch.

»Ja, das ist okay.«

Erst als sie das Haus der Fohrmanns verlassen hatte, gingen auch wir nach draußen.

Der Abend war bereits da. Eine gewisse Stille hatte sich über das Dorf gesenkt, die allerdings vom Läuten der Kirchenglocke unterbrochen wurde.

In der ruhigen und klaren Luft wurde der Schall weit auf das Land hinausgetragen, als wollte er die frohe Botschaft auch anderen Menschen nahebringen. Schließlich verklang er, und auch Dagmar kehrte zurück.

Wirklich eine heile Welt.

Zumindest nach außen hin.

Schaute man genauer hin, konnte sich aber auch ein Tor zur Hölle öffnen…

***

Susanne öffnete persönlich die Tür und empfing Dieter Fohrmann mit den Worten »Du kommst spät, mein Freund.«

»Es war nicht früher möglich. Ich habe noch eine Tochter.«

Susanne lachte. »Vergiß sie doch.«

Fohrmann schaute die Frau nur kurz an, als er an ihr vorbeiging. Alle Fenster waren geschlossen, und die im Wohnraum, wo sich die beiden anderen aufhielten, waren abgedeckt worden. Da verwehrten Rollos den Einblick. Nur dünne Lichtstreifen sickerten noch ins Innere. Sie zeichneten ein Muster auf den Teppich und die Möbel. Dafür hatte der Lehrer keinen Blick. Er nickte Helmut Lanz und Karl Nägele zu, bevor er sich an den Tisch setzte.

Der Bürgermeister schwitzte stark. Immer wieder fuhr er mit dem Tuch über seine Glatze. Er machte einen sehr nervösen Eindruck, während Lanz, der Bauer, ins Leere starrte.

Susanne blieb stehen. Sie konnte die drei Männer anschauen und sprach so laut, daß jeder ihre Worte verstand. »Es ist eine außergewöhnliche Versammlung, das weiß ich, aber man ist uns auf der Spur, wie Dieter euch ebenfalls bestätigen kann. Bevor du hier eingetroffen bist, Dieter, habe ich die anderen bereits eingeweiht, und ich will noch einmal betonen, daß auch ich Besuch bekommen habe und dieser Hundesohn es schaffte, meinen Mann zu killen. Wer die Leiche sehen will, sie liegt im Keller, und da wird sie vorerst auch bleiben.«

»Ich begreife das nicht«, flüsterte Nägele. Er ließ die Hand mit dem Taschentuch sinken. »Hast du uns nicht erzählt, daß Heinz unbesiegbar wäre, wo er doch den Tod überwunden hat, weil ihm der Embryo mit der uralten Kraft seiner Welt ausstattete?«

»Ja, das habe ich angenommen«, gab Susanne Müller zu. »Ich habe sogar fest daran geglaubt. Aber es ist anders gekommen.« Sie richtete ihren Blick gegen die Decke, als könnte sie dort eine Lösung finden.

»Ganz anders, denn dieser Hundesohn von Sinclair besaß eine Waffe, mit der er Heinz hat vernichten können. Jedenfalls wird er sich nie mehr erheben. Außerdem ist ihm ein Stück des Kopfes weggeschossen worden.«

Nägele zuckte zusammen und verzog die Lippen, während Helmut Lanz ziemlich ruhig blieb. »Ich komme da nicht mit. Wer ist denn dieser Mann, der so was geschafft hat?«

»Kein Deutscher.«

»Sondern?«

»Er kommt aus England, und er ist nicht grundlos hier erschienen, ebenso wie die beiden anderen, die Dieter besucht haben.«

»Was?« flüsterte Lanz. »Du hast Besuch bekommen?«

»So ist es.«

»Von wem?«

»Erzähl es kurz, Dieter!« sagte Susanne mit ihrer weiblichen Feldwebelstimme.

Fohrmann strengte sich an, um die richtigen Worte zu finden. Er stieß dabei keinesfalls auf taube Ohren, denn die beiden Männer hörten ihm gespannt zu. Eine Schlußfolgerung brauchte der Mann nicht zu ziehen, das tat Susanne für ihn. »Demnach müssen wir davon ausgehen, daß man uns klammheimlich umzingelt hat. Man weiß vielleicht nicht direkt über uns Bescheid, aber man sucht unseren kleinen Freund von den Sternen. Ihn gilt es zu beschützen.«

»Wo steckt er denn?« fragte Fohrmann.

»Er wird gleich hier sein. Er weiß ja, wo er sich verstecken kann. Er wird auch gespürt haben, daß es besser ist, wenn er sich hier verkriecht und nicht durch den Ort läuft auf der Suche nach Nahrung. Wir verstehen uns.«

Die Männer nickten.

»Aber nicht nur um den Embryo muß es uns primär gehen, sondern um unsere drei Feinde.« Sie zeigte die Anzahl mit ihren Fingern an. »Zwei Männer und eine Frau.« Sie trat einen Schritt nach hinten. Dann drehte sie sich einem Schrank mit geschlossener Tür zu. »Der eine, von ihnen heißt John Sinclair.«

»Und die anderen beiden Dagmar Hansen und Harry Stahl«, klärte Dieter seine Freunde auf.

Helmut Lanz runzelte die Stirn. »Glaubst du denn, Susanne, daß er hier bei dir erscheinen wird?«

»Ja, denen traue ich alles zu. Hier hat Sinclair Heinz endgültig zur Hölle geschickt. Er weiß, daß er hier eine Spur aufnehmen kann. Ihm ist bekannt, daß ich zumindest mehr weiß, als ich ihm gegenüber zugegeben habe. Und er wird noch mehr wissen wollen.« Sie lächelte plötzlich.

»Und wir werden sie erwarten.«

Die drei Männer schwiegen. Sie wußten, was die Worte zu bedeuten hatten. Bisher war alles glatt gegangen, besser, als sie es sich gedacht hatten. Deshalb waren sie ja auch so optimistisch gewesen. Ein kleiner, verschworener Kreis, wo alles klappte und sie sich keine Sorgen zu machen brauchten.

Nun aber hatte sie die Realität eingeholt. Sie wußten, daß sie nicht mehr allein waren. Daß es Menschen gab, die große Teile ihres Geheimnisses teilten, und daß diese Menschen die Jagd auf sie eröffnet hatten.

Deshalb verloren sie ihre Ruhe, wurden nervös, was sie auch mit den entsprechenden Bewegungen und Blicken zum Ausdruck gaben, die nach überall hin gerichtet waren, sich aber nie auf einen Punkt konzentrierten, was ihre Nervosität besonders dokumentierte.

Susanne Müller verhielt sich anders. Sie verzog spöttisch die Lippen, als sie die Verbündeten anschaute. »Wahre Helden seid ihr. Echte Kerle aus Schrot und Korn, die jetzt, wo es ernst zu werden scheint, die Schwänze einziehen. Das hatte ich mir so nicht vorgestellt. Aber aussteigen könnt ihr nicht. Ihr steckt zu tief drin, versteht ihr? Und wir werden es bis zum Ende durchziehen. Wir haben hier ein Geheimnis zu wahren. Wir stehen am Rand einer neuen Epoche, die hier in diesem Dorf ihren Anfang genommen hat, und das lassen wir uns nicht kaputt machen. Ist das klar?« Sie hatte immer lauter gesprochen, und die Erregung zeigte sich auch äußerlich, da ihr Gesicht rot geworden war. Dann drehte sie den Männern den Rücken zu und öffnete den Schrank. Eine breite Tür schwang auf. Keiner ihrer Freunde konnte erkennen, was sich in diesem Schrank befand, denn Halbdunkel füllte das Innere aus.

Susanne Müller griff hin und packte zielsicher den ersten

Gegenstand.

Sie drehte sich um und sagte nur: »Fang!« Dann warf sie Helmut Lanz das erste Gewehr zu.

In einem Reflex schnappte er es auch, starrte die Waffe an, wollte etwas sagen, aber Susanne hatte bereits das zweite Gewehr hervorgeholt und schleuderte es dem Bürgermeister zu, der es nicht so glatt auffing, denn der Lauf prallte noch gegen seine Stirn.

Ein drittes Gewehr gab es nicht. Dafür eine Pistole, wie sie von den Soldaten der Bundeswehr benutzt wurde. Dieter Fohrmann mußte sie fangen, was er nur mit einem Nachfassen schaffte. Als er die Waffe endlich festhielt, da zitterten seine Hände. Er war ein Mann, der Waffengewalt haßte. Das paßte einfach nicht zu seinem Image. Daher war seine Nervosität verständlich.

Die zweite und letzte Pistole steckte sich Susanne selbst in den Hosenbund. Das kalte Metall berührte dabei die nackte Haut unter der zusammengeschnürten Bluse.

»Alles klar?« fragte sie.

»Sollen wir schießen?« flüsterte Nägele, auf dessen Stirn eine kleine Beule wuchs.

»Essen sollt ihr die Waffen nicht. Könnt ihr damit umgehen? Wenn nicht, es ist ganz einfach. Die beiden Gewehre und auch die Pistolen sind natürlich geladen und gesichert. Ihr braucht sie nur zu entsichern.« Sie grinste breit und streckte den Arm aus. »Dann knallt es, und die Typen hat es gegeben.«

»Aber das sind drei Morde«, flüsterte Dieter Fohrmann.

»Na und?« wurde er angeblafft. »Was stört dich daran? Ist es unsere Sache nicht wert, daß dafür Feinde sterben? So ist es immer bei neuen Entdeckungen gewesen. Fang nur nicht an, von deinem Gewissen zu reden. Das hast du vorher auch auf Eis gelegt.«

»Nein, eigentlich nie.«

Susanne war sauer. Sie zog ihre Waffe, entsicherte sie und zielte auf den Mann. »Du kannst dich jetzt und hier entscheiden. Wenn du nicht mitmachen willst, ist für dich der Käse gegessen. Ich hoffe, mich deutlich genug ausgedrückt zu haben.«

Fohrmann starrte sie an. Er sah auch in die Mündung. Sehr langsam nickte er. »Ja, ich weiß Bescheid.«

»Und?«

»Ich bleibe.«

»Dein Glück, Dieter.« Sie wollte noch etwas sagen, aber ein anderes Geräusch hielt sie davon ab. Es war im Flur aufgeklungen und durch die offenstehende Tür des Wohnzimmers gedrungen. Ein leises Kratzen oder Schaben, danach das Trippeln kleiner Füße, und vier Augenpaare schauten zur Tür.

Dort erschien ES!

Jeder sah den Embryo, der sich über die Schwelle bewegte, dann stehenblieb, sich aufrichtete, seine Augen bewegte, als wollte er bis auf den Grund der fremden Seelen schauen.

Den Männern war der kleine Bastard plötzlich suspekt. Sie drückten sich gegen die Polster, als könnten sie durch sie entwischen, aber Susanne Müller beugte sich dem UFO-Embryo entgegen. Sie faßte ihn mit beiden Händen an. Sie flüsterte ihm auch etwas zu, blieb dann still, als wollte sie sich auf eine Antwort konzentrieren.

Die schien sie auch bekommen zu haben, denn als sie sich aufrichtete, da war sie blaß geworden.

»Was teilte er dir mit?« fragte Lanz.

»Sie sind unterwegs.«

»Die drei?«

»Wer sonst?«

»Wann kommen sie?«

Susanne wollte eine Antwort geben, dazu kam sie nicht mehr, weil die Türglocke anschlug. Blitzschnell steckte die Frau ihre Pistole in den hinteren Hosenbund. »Verteilt euch im Haus!« zischte sie den Männern zu. »Macht schon - macht!« Sie ärgerte sich, weil die Angsthasen nicht so schnell reagierten.

Der kleine Bastard aber blieb unten. Gut versteckt, und erst als die Türglocke zum drittenmal angeschlagen hatte, ging Susanne Müller hin, um zu öffnen…

***

Dreimal hatten wir geschellt. Es wurde Zeit, daß man uns endlich öffnete, denn zu Hause war die Frau, das stand fest. Wir hörten sie nicht, es glich mehr einer. Ahnung, daß sie uns beim dritten Klingeln die Tür öffnen würde.

Sie tat es locker, wie jemand, der einen bestimmten Besuch erwartet, sich aber neutral verhalten mußte, weil dieser Besuch nicht gerade zu seinen Freunden zählte.

Vor uns stand Susanne Müller. Nein, sie war kein Denkmal, auch wenn sie den Eindruck erweckte, denn sie hatte die Hände in die Seiten gestemmt und starrte uns an. »Bitte?«

»Wir kennen uns«, sagte ich.

»Ja - leider. Was wollen Sie noch?«

»Zu Ihnen.«

Sie lachte mich kalt an. »Tut mir leid, Sinclair, aber wir haben uns nichts mehr zu sagen. Sie sind Engländer. Sie haben hier keine polizeilichen Rechte. Sie sind…«

Harry Stahl drängte sich näher. »Aber ich habe Rechte. Wollen Sie sich diesen Ausweis bitte einmal ansehen?«

»Was soll das?«

»Wir werden Ihr Haus betreten, in dem sich eine Leiche befindet, wie mir mein Kollege sagte.«

»Leiche?«

»Sogar im Keller. Sie verstehen sicherlich.«

»Ja, das ist klar.« Überraschend gab sie den Weg frei, und so konnten wir das Haus betreten.

Harry Stahl ging als erster, ich folgte, und Dagmar Hansen bildete den Schluß. Es war möglicherweise Harrys und mein Fehler, daß wir uns auf die Umgebung konzentrierten, möglicherweise auch wegen der Düsternis abgelenkt waren, jedenfalls hätten wir auf Susanne achten müssen, die sich hinter uns befand.

Wir taten es nicht, und auch Dagmar selbst war abgelenkt. Einzig und allein Susanne Müller handelte in ihrem Interesse.

Plötzlich zog sie ihre Waffe. Schnell, aber trotzdem sicher und nicht überhastet. Stahl und ich hatten die Bewegung nicht einmal aus dem Augenwinkel gesehen, aber die Folgen bekam Dagmar zu spüren, denn gegen ihren Hals preßte Susanne die Waffenmündung und sagte mit leiser, scharf klingender Stimme: »Wenn ihr beiden Typen nicht wollt, daß eure Freundin in der nächsten Sekunde tot ist, dann geht in den Wohnraum und legt dort eure Waffen ab.«

Ich drehte mich um. Für einen Moment sah ich die starr gewordene Dagmar, dahinter Susanne. »Hau schon ab!« pfiff sie mich an.

»Ist gut.«

Harry hatte nichts gesagt. Er stöhnte nur leise auf. Aber es war zu sehen, daß er fror, denn auf seinem Gesicht lag eine dünne Gänsehaut.

Ich betrat den Wohnraum zuerst, schaute mich sofort um, ohne etwas Verdächtiges zu sehen. Dabei dachte ich an Dieter Fohrmann, der hier sein mußte.

»Die Waffen weg, meine Herren!« Susanne hatte das Sagen. Sie schob ihre Geisel über die Schwelle, und die Mündung der Waffe drückte noch immer gegen Dagmars Hals.

Ich zog meine Beretta und warf sie zu Boden. Auch Harry Stahl entledigte sich seines Schießeisens, was Susanne Müller mit einem zufriedenen Nicken quittierte. Sie stand nicht mehr vor der Tür, sondern war zur Seite gegangen, um sie freizulassen.

»He, ihr könnt kommen!«

Dieser Ruf galt nicht uns, wie wir sehr bald hörten. Außerhalb des Wohnzimmers bewegten sich mehrere Personen, die dann als Bewaffnete den Raum betraten. Ich kannte sie nicht, aber zwei von ihnen trugen Gewehre, der dritte eine Pistole. Vom Aussehen her konnte er durchaus der Lehrer sein, von dessen Haus wir kamen.

»Verteilt euch!«

Sie taten es, und sie richteten dabei ihre Waffen ebenfalls auf uns. Das mußte ihnen Susanne, die hier das Kommando führte, zuvor

eingeschärft haben.

Sicher waren sie nicht. Diese Männer waren es einfach nicht gewohnt, mit irgendwelchen Schießeisen umzugehen, das sah ich ihnen an. Sie wirkten zittrig und übernervös. Aber genau das ist gefährlich. Dabei konnte es leicht zu Kurzschlußhandlungen kommen. In dem Raum war ein eisiges Schweigen entstanden, das Susanne auch so gewollt hatte.

Erst nach einigen Sekunden unterbrach sie die Stille. »Wie schön, euch Schnüffler alle hier zu haben. Habt ihr schon mal von einem Mehrfachgrab gehört? Es kommt gleich hinter dem Massengrab, und wir haben uns vorgenommen, dieses Zimmer zu einem Mehrfachgrab zu machen. Das Grab für euch.«

»Wer ist wir?« fragte ich.

»Das werden Sie gleich sehen, Sinclair. Er freut sich schon auf euch, da könnt ihr sicher sein.« Nach dieser Antwort stieß sie einen leisen Pfiff aus, und einen Moment später hörten wir das leise Kratzen. Es war unter dem Tisch aufgeklungen. Ohne daß wir uns bewegten, richteten wir die Augen auf die Stelle und sahen auch, wie sich etwas bewegte. Der UFOBastard kam!

Wie eine skelettierte Katze krabbelte er unter dem Tisch hervor, aber keine Katze der Welt hatte einen derartig großen Kopf. Er wirkte wie eine Beule, und wir bekamen mit, daß die Augen mit einer schwammigen Flüssigkeit gefüllt waren, in der sich keine Pupillen abzeichneten. Daß dieses kleine Monstrum alles sehen konnte, war uns schon klar.

Es war plötzlich der Mittelpunkt geworden und genoß es. Es drückte sich in die Höhe, streckte die Arme aus und kletterte geschwind auf den Tisch.

Ich sah es mir aus der Nähe an. Der lange Schwanz wies auf eine kleine Echse hin. Der große Kopf erinnerte mich an die Zeichnungen der von fremden Wesen entführten Menschen, die sie nach ihrer Rückkehr angefertigt hatten. Aus dem Schädel wuchsen zwei dünne Stäbe, Hörner oder Antennen, wahrscheinlich Sensoren, mit denen die Lebewesen aus irgendeiner fernen Galaxis ausgestattet waren.

Nur der Rücken war gekrümmt. Er blieb es auch, als sich die Gestalt aufrichtete.

Susanne Müller kicherte, bevor sie wieder sprach. »Das ist er. Das ist mein Freund. Das ist die Revolution und die Evolution zugleich. Ich kann es euch versprechen. Wir stehen hier an einer Wende. Ihr habt das Glück, sie noch sehen zu können, bevor ihr sterbt.« Sie fing an zu kichern. »Ist er nicht gut? Und was er alles weiß. Welches Wissen in ihm steckt, das ist unwahrscheinlich.«

»Sie wollen uns umbringen?« fragte ich.

»Ja.«

»Man wird sie finden und…«
»Man wir gar nichts!« blaffte mich die Frau an. »Man wird mich verdächtigen, aber ich stehe unter einem besonderen Schutz und…«
»Leider haben Sie noch Verbündete«, sagte Harry Stahl. »Ob man sich auf sie verlassen kann, ist mehr als fraglich.«
»Das lassen Sie mal meine Sorge sein und…«
Plötzlich kippte alles. Er stieß sich ab. Wir hörten das Kratzen seiner Füße auf der Tischplatte, dann lag er plötzlich in der Luft, und der Sprung brachte ihn in die Nähe der Geisel.
Dagmar konnte nichts tun. Sie war erstarrt, und die Krallen hatten sich an ihrer Kleidung festgehakt, und blitzschnell, fast wie eine kleine Katze, kletterte das Wesen an ihr hoch. Hoch zum Gesicht.
Noch immer drückte Susanne Dagmar die Mündung in den Nacken.
»Rührt euch nicht!« schrie sie.
Es war der blanke Wahnsinn. Uns waren die Hände gebunden. Die Mündungen wiesen auf uns, der UFO-Embryo krabbelte weiter. Er würde ein wenigen Sekunden das Kinn erreicht haben und öffnete bereits sein Maul, um zuzubeißen…

***

Auf einmal war Dagmar Hansen ruhig geworden. Sehr ruhig. Äußerlich und im Innern, denn sie spürte die kleinen Krallen kaum noch. Etwas anderes stieg in ihr hoch. Es war eine gewaltige Macht, eine Kraft, die sie so eigentlich noch nie erlebt hatte, aber sie ließ sich nicht zurückdrängen, denn die Kraft war zugleich das Erbe einer uralten und sehr weisen Rasse.
Dagmar spürte den Druck an der Stirn. Zuerst nur gering, aber von Sekunde zu Sekunde stärker. Er konzentrierte sich auf eine Stelle, die in ihrer Stirnmitte lag.
Sie wußte, was passierte. Sie wußte auch, daß die anderen es sehen würden. Ihr altes Erbe, das dritte Auge, das Auge des Psychonauten, konnte sich nicht mehr länger zurückhalten. Das hatte sie noch nie durchgemacht oder durchlitten, aber ihre Urahnen mußten mehr über das Außerirdische gewußt haben, als die Menschen heute. Sie hatten auch gewußt, wie sie den Fremden zu begegnen hatten, und sie hatten sich dabei auf ihre eigene Stärke verlassen.
So wie jetzt!
Das Auge war da. Es leuchtete. Mit ihren normalen Augen sah Dagmar nur den leichten Widerschein auf dem Gesicht. Aber das Zucken auf der Stirnmitte war spürbar, und sie merkte, wie dieser verdammte kleine Bastard immer höher kletterte.
Die Vorderfüße kratzten über ihre Hals hinweg. Rissen die Haut auf.
Blutpunkte erschienen wie kleine, rote Perlen. Schmerzen stachen in ihre Haut, aber das alles wurde von dem Druck auf ihrer Stirn

überschattet und von einem immer stärker werdenden Leuchten.

Das UFO-Kind kletterte hinein.

Und wieder erinnerte es an eine kleine Katze, als es aufschrie. Ein jammernder Schrei, der sich im nächsten Augenblick verflüchtigte, denn auch der kleine Bastard hing nicht mehr am Gesicht der bewegungslos dastehenden Frau.

Er hatte sich gelöst.

Er kippte zurück, und er fiel dabei zwangsläufig nach unten, wobei etwas passierte, mit dem keiner von uns gerechnet hatte, Dagmar Hansen möglicherweise ausgenommen.

Die Glut des Auges ging auf die kleine Gestalt über. Plötzlich schimmerte sie feurig auf, und einen Herzschlag später stand sie - noch in der Luft liegend - in Flammen…

***

Wir hörten den Schrei!

Irre und wild. Völlig abgehoben, aber nicht der Bastard hatte ihn abgegeben, sondern Susanne Müller, die völlig enttäuscht war. Sie hatte das UFO-Kind brennen sehen, sie wußte auch, was das bedeutete, und sie würde durchdrehen.

Der Schrei kündigte es an.

Zum Glück, denn so hatte sie mit dem Schuß gezögert.

Trotzdem wurde geschossen.

Harry und ich waren noch zu sehr auf den flammenden Embryo konzentriert gewesen, als daß wir hätten sehen können, wer diesen Schuß abgegeben hatte.

Aus Harrys Mund löste sich ein Schrei, denn er sah Dagmar Hansen fallen. Aber auch Susanne Müller kippte.

Sie hielt den rechten Arm gesenkt. Die Mündung der Pistole wies zu Boden.

Dann schoß sie.

Die Kugel erwischte ihren rechten Fuß. Sie schrie nicht einmal. Blut spitzte in die Höhe, weil eine Ader getroffen worden war, aber dieser Treffer hätte sie nicht umgebracht.

Susanne Müller dagegen fiel tot um. Die Wunde in Höhe des Herzens war nicht zu übersehen, und wir alle hörten auch das Schluchzen Dieter Fohrmanns, der seine Waffe plötzlich wegschleuderte, die Hände vor sein Gesicht schlug und in einen Zustand der Verzweiflung versank.

Er hatte geschossen. Es war furchtbar für ihn, auch wenn er damit Leben gerettet hatte. Jeder von uns hörte trotz der angehobenen Hände seine Stimme. »Sie hat meine Tochter töten wollen meine Tochter…«

Ich nickte Harry zu. »Kümmere dich um ihn«, bat ich und zog

Dagmar Hansen auf die Beine.
Ihre Stirn war wieder glatt, aber in den Augen stand noch immer der durchlebte Schrecken.
»Okay?«
»Fast«, flüsterte sie.
Ich drehte mich um. Die anderen beiden Männer hatten ihre Waffen fallen gelassen, als wären sie plötzlich heiß geworden. Von ihnen drohte uns keine Gefahr mehr. Sie mußten erst mit sich selbst ins reine kommen.
So konnte ich mich um den UFOBastard kümmern.

***

Mochte er auch von einem fernen Planeten und aus einer fernen Zeit stammen, eines war gleich geblieben.
Die Macht des Feuers!
Und wahrscheinlich war es auch ein besonderes Feuer gewesen, das Dagmars drittes Auge abgestrahlt hatte, denn das Wesen war verglüht, verbrannt und auch verascht.
Nicht einmal der kleinste Knorpel war von ihm zurückgeblieben, und ich dachte darüber nach, ob ich die Asche zusammenfegen und sie wegspülen sollte.
Nein, ich ließ sie liegen. Sie gehörte Harry Stahl. Er sollte sie wegschaffen, damit die Wissenschaftler sie untersuchen konnten. Meine Pflicht hatte ich hier getan, auch wenn es diesmal nicht viel gewesen war.
Fragen standen offen. Antworten würden uns hoffentlich die drei Männer geben können, die sich in den Bann dieses Fremden hatten ziehen lassen. Ob es menschlich gewesen war, wußte ich nicht, aber jeder Mensch ist ja neugierig. Wahrscheinlich hatte ihnen Susanne die Zukunft in tollen Farben geschildert, und sie selbst hatten einen lebenden Toten gesehen, der durch die alte Sternenkraft so geworden war.
Auch darüber mußte man reden und nachdenken.
Ich hörte, wie Harry leise mit dem Lehrer sprach und ihm erklärte, daß Julia in Sicherheit war.
Dagmar Hansen saß starr in einem Sessel. Sie hielt die Hände wie zum Gebet gefaltet und schaute ins Leere. Wahrscheinlich spulte sich in ihrem Hirn noch einmal alles ab, was sie erlebt hatte.
Ich mußte einfach nach draußen, trat vor die Tür und blieb dort beeindruckt von diesem herrlichen Sonnenuntergang stehen.
Flammen am westlichen Himmel, in die hinein sich die grauen Streifen der Dämmerung schoben. Ich sah den Mond, schaute an ihm vorbei und dachte an das All.
Es war nicht leer.

Es gab Leben.

Aber auf das Leben, was wir kannten, sollten die Menschen noch möglichst lange verzichten…

ENDE